



DAS JOHANNNEUM

Magazin des Vereins der ehe

des Johannneums e.V.

Kristina Sassenscheidt

Engagiert für den Denkmalschutz

Humanismus am Ende?
Auf den Spuren eines
strapazierten Begriffs

Georg Philipp Telemann
Cantor Johannei
mit Riesenoeuve

Reformation und Islam
Dialog in
schwieriger Zeit

Liebe Ehemalige,

diese Ausgabe des JOHANNEUM steht ganz im Zeichen von **Architektur und Denkmalschutz**. Den Anstoß zu unserem „Top-Thema“ hat – natürlich – die Fertigstellung der Elbphilharmonie und damit des westlichen Teils der HafenCity gegeben, aber auch die teilweise heftige Auseinandersetzung um die Frage, ob und welche Gebäude dem Abrisshammer zum Opfer fallen dürfen. Gert Kähler (abit. 1962), renommierter Architekturkritiker, wirft einen kritisch-freundlichen Blick auf Hamburgs größtes Bauprojekt, die HafenCity (Seite 12). Und Kristina Sassenscheidt (abit. 1996), gelernte Architektin und engagierte Denkmalschützerin, macht darauf aufmerksam, welche Bausubstanz in unserer Stadt gefährdet ist und was unbedingt erhalten werden sollte (Seite 6).

Konstanty Gutschow (abit. 1921), Architekt und Städteplaner in der NS-Zeit, ist so gut wie vergessen. Nach Kriegsende, als er seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte, verschwand er mehr und mehr aus dem Bewusstsein der Hamburger. Dabei ist die Rolle, die er gespielt hat, durchaus mit der Fritz Schumachers und des Altonaer Bausenators Gustav Oelsner zu vergleichen. Gutschow hat in der Zeit von 1939 bis 1945 mit den in seinem Büro entwickelten Ideen die Stadtentwicklung entscheidend geprägt (Seite 15).

Das **Gespräch mit den Pastoren** unter den Ehemaligen haben wir bereits in der letzten Ausgabe begonnen („Luther-Dekade – Viel Lärm um nichts?“). Wir setzen den Austausch in diesem Heft fort, diesmal mit Detlef Görrig (abit. 1984), der erklärt, wie die EKD den interreligiösen Dialog führen will – in Zeiten der Flüchtlingskrise ein besonders wichtiges Thema (Seite 20).



In diesem Jahr gedenken wir **Georg Philipp Telemanns** (1681–1767), der über 40 Jahre Cantor des Johanneums und einer der erfolgreichsten Komponisten seiner Zeit war. Die abwertenden Urteile („aalglatte Tüchtigkeit“, „flacher Vielschreiber“) sind längst einer differenzierteren Bewertung gewichen. Das Johanneum wird ihn durch ein Konzert ehren; ein Porträt finden Sie auf Seite 31.

Kritisch ins Gericht mit einem **Leitbegriff des Johanneums** geht Julia Kurig (abit. 1991). Ihre geistesgeschichtlich-soziologische Auseinandersetzung mit dem „Humanismus“ stimmt nachdenklich. Sie ist geeignet, eine notwendige Debatte anzustoßen (Seite 23). Nicht von einer theoretischen Warte aus, sondern erfahrungsgesättigt beschäftigt sich Corinne Geppert, Mutter zweier Ehemaliger, mit dem Johanneum: **Wie erlebte sie die Schule in zehn Jahren als Elternratsvorstand?** (Seite 26)

Keine Ausgabe des JOHANNEUM und keine Schulchronik RES GESTAE ohne Fotos von **Hinrich Franck** (abit. 1979). Schule und Verein sind ihm außerordentlich dankbar für seine mittlerweile jahrzehntelange dokumentarische Begleitung sämtlicher Aktivitäten in und um das Johanneum. Was für ein ganz besonderer Mensch er ist, zeigt das Porträt auf Seite 34.

Herzliche Grüße aus Hamburg

hr
Nikolaus Schrader

Dr. Nikolaus Schrader (abit. 1983), Vorsitzender des Vereins der Ehemaligen der Gelehrtenschule des Johanneums.



Denkmalschützerin



Architekturkritiker



Humanismusexpertin



Komponist



Stand Up Paddlerin

Titel

- Kristina Sassenscheidt: Engagiert für den Denkmalschutz* S. 6
Die Viktoria-Kaserne in Altona: ein Ort für Kunst und Kultur S. 10

Magazin

- Neues aus Schule & Verein* S. 4

Bauwelt

- „Wir können stolz sein“: Gert Kähler über Elbphilharmonie und Hafencity S. 12
 „Ein Glücksfall für die Stadt“: Egbert Kossak S. 14
Eine Karriere in der NS-Zeit: der Architekt und Stadtplaner Konstanty Gutschkow S. 15
Trennungsschmerz: Die Willy-Brandt-Straße zerteilt die Altstadt S.19

Christ und Welt

- Interreligiöser Dialog in Zeiten der Flüchtlingskrise – Gespräch mit Detlef Görrig* S. 20
Lutherbibel 2017: „das beste deutsche Buch“ S. 22

Bildungswelten

- Humanismus am Ende? Auf den Spuren eines strapazierten Begriffs* S. 23
 „Erziehungspartnerschaft“: Corinne Geppert war 10 Jahre im Elternratsvorstand S. 26

Trendsport

- Stand UP Paddling: Lena Albrecht engagiert sich* S. 29

Alte Musik

- Cantor Johannei: Zum 250. Todestag von Georg Philipp Telemann* S. 31

Porträt

- Hinrich Franck – der Mann mit der Kamera* S. 34

Werkschau

- Aus der Ehemaligen-Produktion* S. 38

Lebenswandel

- Private & berufliche Veränderungen* S. 40

Abschied

- Verstorbene Ehemalige* S. 43

Impressum

- Redaktion & Verein* S. 18

Titelbild: Kristina Sassenscheidt vor den City-Höfen

SCHÖNSTE BIBLIOTHEK

Unsere Bibliotheca Johannei ist von „WissensWert“, dem Newsletter der Bibliothek der Hamburger Kunsthalle, als eine der 13 schönsten Bibliotheken Hamburgs ausgezeichnet worden. Dass unsere alte Bibliothek ein Werk Fritz Schumachers ist, ist dabei nicht allein entscheidend. Die Kriterien für die Schönheit der Bibliothek sind bei der Nominierung von WissensWert nicht nur ästhetische: Architektur steht hier neben Ansprüchen, die erst heute an Bibliotheken gestellt werden: Sie sollen auch sozialer Raum und persönliches Büro sein, „qualifiziert, kooperativ, zuverlässig“, eben so wie unsere Bibliotheca Johannei. AC



FAKTEN UND ZAHLEN

799 Schülerinnen und Schüler besuchen zur Zeit das Johanneum (2015: 803), 53% Jungen, 47% Mädchen. Sie werden unterrichtet von 71 Lehrerinnen und Lehrern, darunter fünf Referendare und neun Lehrbeauftragte; der Altersdurchschnitt beträgt 41,4 Jahre.

„TÄTERPROFILE“



Hans-Peter de Lorent hat ein 800-seitiges Werk über „Die Verantwortlichen im Hamburger Bildungswesen unterm Hakenkreuz“ verfasst („Täterprofile“, erhältlich bei der Landeszentrale für politische Bildung Ham-

burg). Drei Kapitel sind ehemaligen Lehrern des Johanneums gewidmet; sie lauten: „Werner Fuss. Giordanos Albtraum – die ‚Speckrolle‘“, „Werner Puttfarcken. Schulleiter und praktizierender Antisemit“ und „Erwin Zindler. ‚Diesen roten Saustall werde ich schon ausmisten‘“.

TERMINE

01.06.2017, 19.00 Uhr: Rainer Schöneich, Rektor der Kieler Gelehrtenschule, spricht und musiziert zum Thema „Rhetorik in Orgelwerken des Barock“

08.06.2017, 19.30 Uhr: Prof. Dr. Bernhard Jahn, Universität Hamburg, spricht über Georg Philipp Telemann

14.06.2017, 19.30 Uhr: Sommerkonzert, Telemann gewidmet

15.06.2017, 19.30 Uhr: Sommerkonzert

07.07.2017: Feier der Abiturjubiläen (25, 50, 60, 65, 70 Jahre)

Goldene Abiturienten: 15 Uhr in der Bibliothek, alle anderen: 15.30 Uhr

15.30 Uhr: Führung durch das Haupthaus

16.15 Uhr: Foto der Jubilare

16.30 Uhr: Empfang und Imbiss in der Ehrenhalle

17.00 Uhr: Festakt in der Aula

18.00 Uhr: Führung durch das Forum Johanneum (nach Anmeldung)

28.09.2017, 19.00 Uhr: Alumni Dinner mit Frank Engelbrecht (Abit. 1984)

VEREINSINTERN

Mitgliederversammlung wählt Vorstand

Am 15. Dezember 2015 wurde der Vorstand neu gewählt. Vorstandsmitglieder sind Nikolaus Schrader (1. Vorsitzender), Udo Pini (2. Vorsitzender), Bernd Holle (Kassenwart) und Gesa Tornow. Nicht zur Wiederwahl hatten sich Christina Hille und Sabine Tantau gestellt.

Gesa Tornow



Neu in den Vorstand gewählt wurde Dr. Gesa Tornow, geb. Gosse (abit. 1995). An ihre Schulzeit hat sie nur gute Erinnerungen: ihre erste Klassenlehrerin war Frau Probst, damals noch Wollenzien; den Leistungskurs Latein hatte sie bei Frau Domeyer, die nach ihrem Referendariat frisch ans Johanneum gekommen war; auf der Hödhütte, wo sie als Skilehrerin gebraucht wurde, war sie mehrere Male. Zu den positiven Erinnerungen gehören unbedingt auch die Uli-Gerhardt-Singers, wie sie betont.

Ihr Mann Jan Tornow ist ebenfalls Johanniter (abit. 1992). Während der Schulzeit hatten sie sich noch nicht so richtig wahrgenommen, aber beim Festball zum 475-jährigen Jubiläum des Johanneums 2004 hat es dann „gefunkt“. Seit 2009 sind sie verheiratet und haben mittlerweile einen zweieinhalb-jährigen Sohn, vielleicht auch er ein „künftiger Johanniter“.

Gesa Tornow wurde 2006 von der Freien Universität Berlin mit einer Arbeit über das Telekommunikationsgesetz promoviert. Nach sechsjähriger Anwaltstätigkeit in München ist sie heute als Notarvertreterin

und Juristin im „Notariat Bergstraße“ tätig. Neben Beruf, Familie und Engagement bei Zonta findet sie nun noch Zeit für den Ehemaligenverein. Im Vorstand übernimmt Gesa Tornow die Bereiche Ehemaligencocktail und Abiturjubiläen, außerdem kümmert sie sich um die Online-Kommunikation des Vereins.

Neues Stufenhaus:

„Gelehrtentreppe“ fast finanziert

Vereinsvorsitzender Nikolaus Schrader hatte es geahnt: Bei den Ehemaligen für die Finanzierung der Gelehrtentreppe zu werben, ist ein „Superprojekt“, das „in hohem Maße Emotionen anspricht“. Die Sprüche „versinnbildlichen, was uns mit unserer Schule verbindet“. Dabei sind die Kosten der Treppe nicht gering: 60.000 € müssen zusammenkommen, damit das Projekt umgesetzt werden kann. Inzwischen sind die Spenden reichlich geflossen. 48.000 € sind eingegangen, die höchste Einzelspende beläuft sich auf 6.500 €. Kassenwart Bernd Holle, der die Eingänge penibel registriert, ist optimistisch, dass die fehlenden 12.000 € auch noch erreicht werden, und ruft allen zu: „Weiter so!“



SANGESFREUNDE, AUFGEPASST!

Der Ehemaligen- und Lehrerchor (EuLe) trifft sich wieder am zweiten Septemberwochenende, 8. – 10. 9. 2017. Alle, die gerne singen, sind herzlich willkommen. Weitere Informationen bei Hartwig Willenbrock: 040/87 97 04 14, musik@johanneum-hamburg.de.

A portrait of Kristina Sassenscheidt, a woman with short blonde hair, wearing a black and white striped long-sleeved shirt. She is smiling slightly and looking towards the camera. The background is a textured, light-colored wall. To her right, there are some items of clothing, including a purple jacket and a checkered shirt.

Engagiert für den Denkmalschutz

SPAZIERGANG MIT KRISTINA SASSENSCHEIDT

Mit Kristina Sassenscheidt (abit. 1996) bin ich in der Passage der City-Höfe verbredet, dem aktuellen Brennpunkt denkmalpolitischer Auseinandersetzung. Wir haben uns zuletzt 2008 gesehen; damals war sie Sprecherin des Denkmalschutzamtes, ich Schulleiter des Johanneums. Unser Thema war der Neubau, das „Forum Johanneum“. Das ist fast zehn Jahre her. Jetzt ist sie Mutter eines fast zweijährigen Sohnes, macht hauptberuflich Projektsteuerung in der Genossenschaft fux eG und ist als Vorsitzende des Hamburger Denkmalvereins ihrem Lieblingsthema Denkmalschutz immer noch eng verbunden.

Sie nimmt mich mit auf einen Gang durch die Innenstadt, um mir zu zeigen, welche Gebäude vom Abriss bedroht sind und wo

zivilgesellschaftliches Engagement erhaltenswerte, alte Substanz noch rechtzeitig retten konnte.

Unser Startpunkt sind die City-Höfe. Für Normalbürger stellen die vier quergestellten Hochhausscheiben aus den 50er Jahren (Architekt: Rudolf Klophaus) eher einen Schandfleck dar; grau und unansehnlich stehen sie am Klosterwall, dem Kontorhausviertel vorgelagert. Kristina Sassenscheidt sieht das anders – und weiß alle, die sich intensiver mit Denkmalschutz beschäftigen, auf ihrer Seite.

Unser Rundgang beginnt mit einem Bekenntnis: „Ich mag das Raumgefüge der City-Höfe total gern.“ Der Rhythmus der Säulen, das Licht- und Schattenspiel in der Ladenpassage, darüber die Hochhausscheiben, die



Gefährdete Nachkriegsmoderne: die City-Höfe

sich den Berg hinaufstaffeln, stellten etwas in Hamburg Einmaliges dar. Sie findet es bedauerlich, dass man den städtebaulichen Wert so geringschätzen kann. Natürlich, vieles sei nachträglich verschandelt worden; die grauen Eternit-Platten, mit denen die ursprünglichen, weißen Keramik- („Leca“-)Platten in den 1970er Jahren abgedeckt worden sind, gehören ebenso dazu wie der Container, der den Zugang zur Passage versperrt. Aber die Szenerie des Hochhausensembles sei unvergleichlich: ein „spannungsvoller Abschluss“ für das Weltkulturerbe Kontor-Viertel, der damals, nach dem 2. Weltkrieg, einen deutlichen Aufbruch in die Moderne darstellte.

Von Anfang an hat Kristina Sassenscheidt, damals noch Behördenvertreterin, sich für die City-Höfe engagiert und bei der Initiative für ihren Erhalt mitgemacht. Und ist umso enttäuschter, dass der Senat sich nicht für den Denkmalschutz stark macht, sondern einem Investor einen Freibrief für den Abriss gegeben hat. Kurzfristige finanzielle Interessen hätten Vorrang vor dem Erhalt des historischen Erbes. Das besonders Ärgerliche daran sei, dass die City-Höfe 2013 unter Denkmalschutz gestellt worden sind („Dokument der Nachkriegsarchitektur“). Die Politik halte sich also nicht an ihre eigenen Vorgaben aus dem Denkmalschutzgesetz, das den Staat ausdrücklich dazu verpflichtet, sich vorbildhaft im Umgang mit

seinen Denkmälern zu verhalten. Statt dessen werde – „wieder einmal“ – Tafelsilber verkauft. „Das halten viele zu recht für einen Skandal, denn damit wird ein Präzedenzfall geschaffen, an dem sich jetzt schon einige private Denkmaleigentümer orientieren.“

„Lesbarkeit der Stadt erhalten“

Wir gehen die Steinstraße entlang und stoßen auf die beiden Commerzbank-Gebäude Brodschragen/Große Reichenstraße. Welches der beiden Gebäude steht unter Denkmalschutz?, fragt mich Kristina Sassenscheidt. Auf den ersten Blick ist die Antwort klar: das ältere der beiden. Falsch, es ist das neuere aus den 60er Jahren; die alte Commerzbank dagegen ist im Laufe der Zeit so oft umgebaut worden, dass sie vom Denkmalschutzamt nicht mehr als schutzwürdig eingestuft wurde. Der Denkmalrat, ein die Kulturbehörde beratendes Gremium, meint in einer Stellungnahme zum Nachkriegsbau: „Das Hochhaus der Commerzbank ist als erstrangiges Baudenkmal des selbstbewussten Nachkriegs-Wiederaufbaus in Hamburg anzusehen“, und fügt an: „Die Substanz mit der außerordentlich guten allseitigen Belichtung der Räume wäre auch für eine veränderte Nutzung problemlos zu erhalten.“

Kristina Sassenscheidts denkmalpflegerisches Credo lautet: „die Lesbarkeit der Stadt



Vom Abriss bedroht: Commerzbank

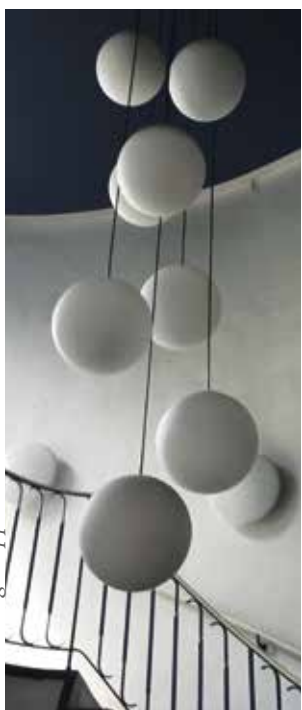
Geländer



Türgriff



Beleuchtung Treppenhaus



City-Höfe: Details

erhalten“; die Bürger sollen in die Lage versetzt werden, die „verschiedenen Kapitel der Stadtgeschichte zu lesen“. Ein naives Verständnis von Denkmalschutz ist es, nur „das Schöne und Alte“ zu bewahren. Denkmalschutz ist mehr als nostalgische Traditionspflege. Er muss oft Avantgarde, auch mal unbequem sein und sich dem – sich stetig wandelnden – Zeitgeist widersetzen, dem sonst Erhaltenswertes zum Opfer fällt. Als Beispiel für einen jüngeren Verlust kommt ihr der expressionistische Backstein-Komplex der „Großeinkaufs-Gesellschaft Deutscher Consumvereine“ (kurz GEG) auf der Peute in den Sinn, bis vor wenigen Jahren wichtigstes Beispiel für Industriearchitektur der 1920er Jahre in Hamburg und Stolz der Arbeiterkultur, das sich – „wie ein Wunder“ – vollständig durch die Jahrzehnte erhalten hatte („mein Lieblingsdenkmal“). Inzwischen sind die Gebäude größtenteils abgerissen worden, um Platz für Logistikhallen zu machen.

Qualitätsbewusstsein fehlt

Was ist ein „Denkmal“? Meist wird dabei an das 19. und frühe 20. Jahrhundert gedacht. Aber ob ein Gebäude „denkmalwürdig“ ist, wird bereits 25 bis 30 Jahre nach seiner Entstehung geprüft, also mit etwa einer Generation Abstand. Die Reihe der Solitäre an der ehemaligen Ost-West-Straße – Deutscher Ring, IBM-Gebäude, Spiegel-Verlagshaus – stehen für eine städtebauliche Vision der Nachkriegsjahrzehnte. In diese Reihe gehört auch der Commerzbankbau von 1963/64. Investoren haben das Areal gekauft, um es vollständig neu zu bebauen. Dabei fehlt ihnen offenbar das grundsätzliche Bewusstsein für die Qualitäten dieser Epoche, meint Kristina Sassenscheidt, die studierte Architektin, der es nie darum ging, neue Gebäude zu entwerfen, sondern darum, „Altbauten und ihre Geschichte besser zu verstehen“.

Vorbei am alten Görtz-Palais, 1710 errichtet, wo der Investor Quantum dabei ist, die sogenannten „Stadhöfe“ zu bauen. Der Komplex war 1943 durch Bombentreffer schwer beschädigt worden, aber anstatt auch noch den letzten Rest der Mauern aus dem 18. Jahrhundert abzureißen, wie es zu jener Zeit eigentlich üblich gewesen wäre, haben sich die damaligen Architekten für einen behutsamen Umgang mit der Substanz entschieden: Sie haben alles erhalten, was noch zu erhalten war, und diese alte Struktur mit einem neuen Fahrstuhlkern und neuen Büroetagen wieder zukunftsfähig gemacht. Diese Schicht aus der Nachkriegszeit ist nun ebenso schutzwürdig wie die mühevoll erhaltenen barocken Restwände – jedoch nicht, wenn es nach dem Investor Quantum geht, der nur die Tordurchfahrt im Erdgeschoss erhalten und ansonsten tabula rasa machen möchte. Das Gerichtsverfahren zwischen Investor und Behörde läuft noch. Und daran wird ein für Hamburg typisches Vorgehen deutlich: Fassaden stehen lassen und, was sich dahinter verbirgt, ersetzen. Dabei wird Altes endgültig vernichtet. Es sei aber ein Missverständnis, so Sassenscheidt, nur auf die äußere „Schale“ zu achten. Im Denkmalschutzamt würde man daher auf Anfragen immer erklären: „Wo Denkmal draufsteht, ist auch Denkmal drin.“ Historische Grundrisse, die



Gerettet: das Gängeviertel

verwendeten Materialien, originale Ausstattung – das ganze Innenleben mit all seinen Altersspuren, mit seiner Patina gehört dazu; nur so kann man Näheres über die Geschichte und die ursprüngliche Nutzung eines Gebäudes erfahren.

Wer kann etwas gegen dieses brachiale Vorgehen, wie es hier am Neuen Wall und der Stadthausbrücke zu beobachten ist, tun? Das Denkmalschutzamt ist, weil weisungsgebunden, zu schwach dafür – ein „zahnloser Tiger“. Wenn der Senat gegen den Rat der Fachleute entschieden hat, muss sich das Amt beugen. Kristina Sassenscheidt ist froh, dass sie, als neue Vorsitzende des Denkmalvereins, unabhängig von politischen Vorgaben ist und eine größere Freiheit hat, fachliche Themen „nach vorn zu bringen“, wie sie sagt. Fehlender Denkmalschutz sei ja häufig auch ein „Vermittlungsproblem“. Sie möchte die Bürger auf die Seite der Denkmäler bringen, aber auch Ängsten entgegenzutreten. Das kann sie gut; Kommunikation mit anderen gehört zu ihren Stärken. Übertreibt sie nicht? Eine Stadt ist schließlich kein Museum, sondern ein dynamisches Gebilde. Muss denn wirklich alles auf Ewigkeit konserviert werden? Ihre Antwort ist entschieden: Nur zwei bis drei Prozent aller Hamburger Gebäude stehen unter Denkmalschutz. Sie zu erhalten ist



ja wohl zu verkraften. Ein sehnsüchtiger Blick geht nach England: Dort muss sich das Neue gegenüber dem Alten bewähren, bei uns ist es leider eher umgekehrt.

Wir sind im Gängeviertel angelangt, zwölf Häuser, mitten in der Innenstadt gelegen, vor Jahren noch völlig heruntergekommen, im Grunde Slums. Jetzt werden sie, im wahrsten Sinne des Wortes, wieder „aufgemöbelt“ und denkmalgerecht saniert. Als sich Anfang 2009 Künstler, Stadtaktivisten und andere Interessierte hier trafen, ging es anfangs nur um die Frage, wie man in Hamburg mehr leerstehende Gebäude zwischennutzen könnte; Künstler haben es ja schwer, kostengünstige Quartiere zu finden. Daraus entwickelte sich ein Projekt mit Perspektive. Die Künstler hatten sich die Räume „angeeignet“ – von „Hausbesetzung“ wollten sie dabei nie sprechen, eher von kultureller Inbesitznahme – und der Öffentlichkeit klar gemacht, was für Substanz in den verfallenen Gebäuden steckt. In diesem Fall gab der Senat dem massiven, öffentlichen Druck nach und kaufte den Investoren den bereits überlassenen Gebäudekomplex wieder ab. Einen „großen Erfolg für die Zivilgesellschaft“ nennt Kristina Sassenscheidt das Ergebnis.

Uwe Reimer

EIN ORT FÜR KUNST UD KULTUR

Die Viktoria-Kaserne in Altona



Die Rolle der „mahrenden, klagenden Denkmalschützerin“ liegt Kristina Sassenscheidt eigentlich gar nicht. „Es macht mir immer am meisten Spaß, Menschen über positive Geschichten oder Erlebnisse für Denkmäler einzunehmen.“

Die ehemalige Viktoria-Kaserne in Hamburg-Altona, wo sie für Öffentlichkeitsarbeit und Fundraising angestellt ist, bietet ihr die Chance, den Eindruck der Mahnerin etwas auszugleichen. Die Viktoria-Kaserne war ursprünglich eingerichtet worden, um Altona zum Garnisonsschwerpunkt auszubauen und hier das 31. königlich-preußische Infanterie-Regiment „Graf Bose“ zu stationieren. Das Regiment erhielt zwischen

1878 und 1883 eine große Kasernenanlage. Heute ist davon nur noch ein Teil, der ehemalige Block III, ein Backsteingebäude mit zwei Türmen, erhalten – ein beeindruckender Klotz. Die Mannschaftsräume der Soldaten, die Latrinen und die Esssäle sind bis heute in den Grundrissen abzulesen. Nach dem Ersten Weltkrieg zog die Polizei mit Bereitschaftseinheiten und der Sanitätsdienststelle Altona ein; nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Polizeischüler ausgebildet, und es gab ein zentrales Fahrzeuglager samt Werkstätten. Zuletzt diente das Gebäude dem Institut für Meeresbiologie der Universität Hamburg, und ab 2010 bezog der Künstlerverein Frappant e. V. Teile des Gebäudes.

Als die Liegenschaft das Gebäude 2013 verkaufen wollte und die Künstler vor die Wahl stellte „entweder ihr kauft oder ihr müsst raus“, schloss sich der Verein mit einem Kollektiv namens „Lux & Konsorten“ zur Genossenschaft „fux eG“ zusammen. Über 200 Leute aus den Bereichen Kultur, Handwerk und Bildung sind daran beteiligt. 2015 hat die Genossenschaft das Gebäude dann tatsächlich gekauft. 1,85 Millionen Euro wurden dafür aufgebracht, finanziert aus Genossenschaftsanteilen und einem Bankkredit. Aber weitere Mittel waren erforderlich. Die Immobilie war nämlich nach dem Auszug der Meeresbiologen total heruntergekommen: Feuchtigkeit im Mauerwerk, veraltete Installationen und bröckelnder Backstein. Um die Schäden zu beseitigen, sind weitere 7 Millionen Euro nötig. Den bereits begonnenen Innenausbau wird die Genossenschaft über ihre Mieteinnahmen allein stemmen können, für die Gebäudehülle benötigt sie aber noch viel Unterstützung von staatlicher und privater Seite. Hier ist Kristina Sassenscheidt als Fundraiserin gefordert.

5 Euro kalt – wo gibt es das?

Die fux-Genossenschaft hat eine Mission: Sie arbeitet nicht profitorientiert, sondern will in erster Linie ihren Mitgliedern Räume zu bezahlbaren Mieten zur Verfügung stellen. Sassenscheidt: „5 Euro kalt – wo gibt es das sonst in Altona!“ Viele „Freelancer“, v. a. aus der Kreativwirtschaft arbeiten hier bereits oder sollen hier noch unterkommen – Fotografen, Designer, Stadtplaner oder Journalisten. Und die Genossenschaft hilft Menschen bei der Integration in den Arbeitsmarkt. Dass zehn Mitglieder aus der Lampedusa-Gruppe auf der Baustelle arbeiten, und zwar mit festen Arbeitsverträgen, überrascht nicht. Auch diese Menschen, haben Fachkompetenzen, die „an Bord geholt“ werden sollen.

Ein zentraler Begriff ist der „kollektive Überschuss“. Darunter wird verstanden, dass Einnahmen gemeinwohlorientiert verwendet werden, z.B. für Nutzungen, die es sonst im Stadtteil nicht geben würde, die ihn aber bereichern: Ein deutsch-französisches Bildungszentrum mit angeschlossener

Gästeetage hat gerade eröffnet, es gibt Ausstellungs- und Veranstaltungsflächen, eine „Cantina“ mit günstigem Mittagstisch und eine freie Prozebühne für Schauspieler werden eingerichtet.

Ein weiterer zentraler Begriff ist „Selbstverwaltung“. Die Genossenschaftsmitglieder wählen einen Vorstand und einen Aufsichtsrat. In der mehrmals jährlich stattfindenden Generalversammlung werden die gemeinsamen Ziele und Aktionen beraten und beschlossen. Kristina Sassenscheidt schätzt die „Mischung aus Idealismus und Pragmatismus“, die hier vorherrscht. Viele unterschiedliche Persönlichkeiten treffen aufeinander, die reiche Erfahrungen aus anderen alternativen Projekten mitbringen – keine endlosen Debatten, sondern Orientierung am Erfolg des Projekts.

Sichere Geldanlage

Zugleich ist die Genossenschaft eine sehr sichere Anlage und hat daher schon zahlreiche Menschen dazu angeregt, ihre Altersvorsorge in sogenannte „Fördergenossenschaften“ der fux eG zu investieren: „Gerade angesichts ausbleibender Bankzinsen ist das ein attraktives Modell für alle, die möchten, dass ihr Geld etwas Sinnvolles bewirkt.“ Ein Anteil kostet 500 EUR und kann in beliebiger Höhe gezeichnet werden.

Warum ist die Kaserne „denkmalwürdig“? Dass man jemals den „alten Zustand“ wiederherstellen könnte, ist illusorisch. Zu viele verschiedene Nutzungen, die alle ihre Spuren hinterlassen haben, hat die Kaserne im Laufe von über 100 Jahren erfahren. Sassenscheidt: „Rekonstruktion kann nicht das Ziel sein.“ Die heutigen Nutzungsanforderungen erzwingen Kompromisse: die Toiletten sollen aus den historischen Latrinentrakten ins Innere verlegt, ein neuer Haupteingang geschaffen, die Dachgeschosse ausgebaut und gedämmt werden. Das sind beträchtliche Eingriffe, aber an der überlieferten Grundsubstanz wird festgehalten. Kristina Sassenscheidt schließt sich der Beurteilung des Denkmalschutzamtes an: „Der Backsteinbau im Rundbogenstil ist eines der letzten charakteristischen Beispiele preußischer Kasernenarchitektur der Zeit um 1880 in Hamburg“ – und deshalb unbedingt erhaltenswert. *U.R.*

„Wir können stolz sein!“

DER ARCHITEKTURKRITIKER GERT KÄHLER ÜBER
ELBPILHARMONIE UND HAFENCITY

„Am 11. Januar 2016 wurde die Elbphilharmonie, dieses Kronjuwel der Hafencity, feierlich eröffnet. Gert Kähler (abit. 1962), renommierter Architekturkritiker und aufmerksamer Beobachter des neuen Stadtteils, glaubt, dass, trotz aller Bedenken der exorbitanten Kosten wegen, die Elbphilharmonie eine wichtige Funktion für die Stadt hat: „Was früher Kirche, Rathaus und Marktplatz für ein Gemeinwesen bedeuteten, ist auch heute noch wichtig, selbst wenn sich die Funktionen geändert haben.“

Die Elbphilharmonie, da ist er sich sicher, wird eine ähnliche Rolle wie frühere zentrale städtische Bauwerke spielen. Sie wird den Hamburgern Orientierung geben, ein Vertrautsein mit der Stadt, das Bürohäuser etwa, mögen sie noch so spektakulär sein, niemals vermitteln können. Das Gefühl wird sich einstellen: „Das haben wir gemeinsam geschafft, und wir können stolz darauf sein.“ Um so mehr ärgert es Kähler, dass die Plaza, die öffentliche Aussichtsplattform, demnächst wohl, wie gemunkelt wird, nur noch mit Eintrittsgeld zu betreten sein wird: „Für etwas, was alle bereits bezahlt haben, muss man nicht ein zweites Mal zahlen.“

Funktional ist die Elbphilharmonie nicht, meint Kähler. Wenn es danach gegangen wäre, hätte sie ins Zentrum der Hafencity gehört, nicht in Randlage. Aber städtebaulich ist sie am jetzigen Ort genau richtig („Sie lässt sich spektakulär auf diesen Ort ein“). Den romantischen Vorstellungen, die sich die Hamburger von ihrer Stadt machen, entspricht sie genau: „Seefahrt, Elbe, ein Schiff, das die Elbe hinauffährt, das kommt einem in den Sinn beim Anblick der Elbphilharmonie.“

Kähler hat eine genaue Vorstellung davon, wie Stadtplanung ablaufen sollte. Nicht die Politiker oder die behördlichen Stadtplaner sollen die Ziele vorgeben, sondern die

Bürger selbst: „Wenn wir einen Bürgerentscheid über das Schulsystem durchführen können, dann können wir das doch auch über die Ziele der Stadtgestalt?“ Er merkt selbst an, dass das zwar „ein bisschen idealistisch“ gedacht ist, verweist aber auf die Schweiz, wo die Bevölkerung auf einem ganz anderen Niveau als in Deutschland, zumal in Hamburg Baufragen diskutiert. Für eine qualitätvolle Diskussion reichten ein bis zwei Info-Veranstaltungen nicht aus. Ein Gefühl für Qualität zu entwickeln, ist ein langfristiger Prozess: „Letztlich ist das eine Frage der Erziehung, eine Bildungsfrage.“

„Der Hafen gibt, der Hafen nimmt“

Das macht zum Beispiel die Geschichte der Hafencity so verstörend-spannend: Auf der einen Seite ist es das erfolgreiche Geheimprojekt zweier Menschen, auf der anderen Seite wurde nichts davon öffentlich diskutiert. Wie es zur Hafencity kam, gleicht einem Krimi. In seinem Buch „Geheimprojekt Hafencity oder wie erfindet man einen neuen Stadtteil?“ (Hamburg 2016) legt Kähler die Ergebnisse seiner Recherchen vor. Klar ist, es waren wirtschaftliche Gründe, die zur Hafencity führten, keine städtebauliche Idee. Die HHLA wollte unbedingt



Gert Kähler vor der Elbphilharmonie

den Containerhafen in Altenwerder bauen und brauchte dafür Geld. Was lag näher, als die sich abzeichnende Industriebranche im Freihafengebiet, genauer: dem Gebiet zwischen der Kehrwinderspitze und den Elbbrücken, zu verkaufen und den Erlös in das Vorhaben Altenwerder zu stecken. Peter Dietrich, damals HHLA-Chef, meinte lakonisch: „Der Hafen gibt, der Hafen nimmt.“

Kählers Beurteilung der Hafencity fällt ambivalent aus. Da ist einerseits „strategisch viel richtig gemacht“ worden. Anders nämlich als bei Großprojekten wie Mümmelmannsberg oder Allermöhe, die von wenigen Bauträgern in wenigen Jahren aus dem Boden gestampft wurden, war in den Quartieren Sandtor- und Dalmannkai nicht von vornherein detailliert festgelegt worden, wie sie aussehen sollten. Da wurde kleinteilig vorgegangen, es gab viele Wettbewerbe, und Nutzungsmischung wurde angestrebt. Aber: „Man hat zu viel des Guten getan.“ Im Ergebnis wirken die Quartiere zu unruhig, Kähler spricht von „vielen bunten Smarties“, im Einzelnen nett anzuschauen, aber in der Summe zu süß. Vom Oberbaudirektor wünscht sich Kähler, dass er klare Kriterien festlegen möge, die die Gebäude eines jeden Quartiers zu erfüllen haben. Ein Gebäude wie Erick van Egeraats Sumatra-Haus am Überseeboulevard („ein amerikanisches Streifenhörnchen“), das geht gar nicht.

Nicht jeden Tag etwas Neues

Fritz Schumacher habe vorgemacht, was man mit formaler Disziplin erreichen könne. Für Schumacher war in erster Linie das Material – in seinem Fall der Backstein – entscheidend. Mit dieser Vorgabe konnte er vielfältige stilistische Unterschiede einfangen. Schumacher hätte es allerdings einfacher gehabt als heutige Stadtplaner, die es mit internationalen Investoren zu tun hätten. Sich gegen deren Interessen durchzusetzen, sei sehr viel schwerer.

Ob er einen Lieblingsbau in der Hafencity hat? Die Antwort überrascht. Kähler hat es das Parkhaus neben dem Ameran-Hotel angetan, das Volkwin Marg/gmp entworfen hat. „Die Backsteinfassade entspricht der charakteristischen Ordnung des ehemaligen Speicherblocks O mit seinen Ladeluken und Windenhäusern. Das gefällt mir.“ Der



Gelungen: Parkhaus neben dem Ameran-Hotel



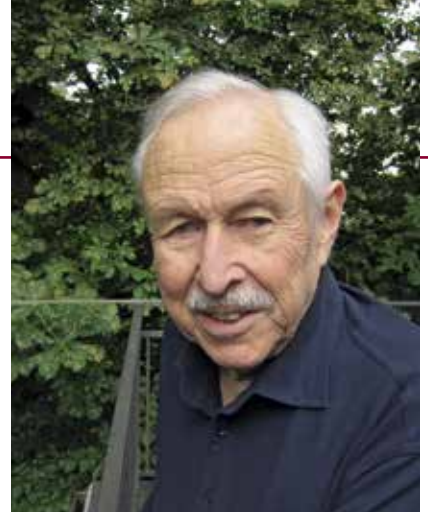
Misslungen: Sumatra-Haus

Hamburger „Fassadismus“, viel beklagt, stört Kähler dagegen nicht so sehr. Es stimme schon, dass vielfach nur die Außenmauern stehen bleiben und das Innere gänzlich abgetragen wird. Am Kaispeicher A, dem vollständig entkernten Unterbau der Elbphilharmonie, kann man das gut beobachten, und auch sonst bietet die Stadt vielerorts Beispiele, siehe die Vereinsbank am Alten Wall oder das Görtz-Palais am Neuen Wall, wo riesige Stahlgerüste historische Fassaden stützen. Aber, meint Kähler, die Menschen sind es einfach „leid, jeden Tag etwas Neues zu haben“. Alles ändert sich heute so schnell, deswegen muss man die „Lesbarkeit“ der Stadt erhalten. Die Bürger hätten geradezu ein „Recht auf das Gewohnte“. Das trifft aber nur für das Äußere zu. Für das Innere gelten andere Ansprüche. Auch wenn das dem Denkmalschutz nicht passt: „Wenn der Nutzen eines Gebäudes nicht mehr funktioniert, dann muss es eben verändert werden.“ Architektur ist „etwas, was zum Gebrauch da ist“.

Uwe Reimer

NACHRUF AUF
 EGBERT KOSSAK (1938–2016)

Ein Glücksfall für die Stadt



„Ich bin als Junge viel an der Elbe gewesen, und mich hat immer die Idee fasziniert ‚Hamburg gehört doch zum Hafen!‘. Ich habe nie verstanden, warum Hafen- und Stadtlandschaft zwei Welten sein sollten“ – so beschrieb Egbert Kossak (abit. 1955) seine lebenslange Faszination durch seine Heimatstadt. Er war als Oberbaudirektor der Stadt 1981 in seinem „Traumjob“ angekommen, nach dem Studium in Berlin, nach der Gründung des Stadtplanungsbüros „Freie Planungsgruppe Berlin“ mit Thomas Sieverts und Herbert Zimmermann 1966 und nach der Professur in Stuttgart seit 1972. Und er war ein Glücksfall für seine Stadt, wenn auch vielleicht anders, als er es selbst sah.

Hamburg war in den 1980er Jahren die „schlafende Schöne“, und Egbert Kossak war der Prinz, der sie wachküsste, zumindest in städtebaulicher und architektonischer Hinsicht. Er schuf öffentliche Aufmerksamkeit für städtebaulichen Fragen, er schuf internationale Aufmerksamkeit mit seinen „Bauforen“, die die jeweils schillerndsten Architekten der Welt in Fischauktionshalle oder Kampnagel-Fabrik brachten – Städtebau, Architektur wurden wieder zu einem Thema für Medien und öffentliche Auseinandersetzung.

Querdenker und Anreger

Kossak mischte sich ein – unbekümmert, provokativ, anregend. Er sah sich als Querdenker und Dirigent. Anstatt der politischen Hinterzimmer bediente er sich der Medien, um neue Ideen und Visionen zu lancieren. Das nahm man ihm in der Politik übel, was einzelnen Entscheidungen auch im Wege gestanden haben mag. In der Öffentlichkeit war diese Strategie durchaus populär, weil Städtebau und Architektur ins öffentliche Bewusstsein kamen.

Am sichtbarsten wird das bis heute an der „Perlenkette am nördlichen Elbufer“, wie sie Kossak griffig nannte, der Öffnung der Stadt zum Fluss und zum Hafen hin, einer sehr gelungenen Aufwertung des nördlichen Elbufers durch eine neue Nutzungsmischung mit neuer Architektur und unter Einbeziehung und Umnutzung der alten, vorhandenen Bauten. Die wurden als Ressource, als Gewinn für die Architektur gesehen.

Das nördliche Elbufer, die „Perlenkette“, war natürlich nicht das einzige Thema von Kossaks Amtszeit, deren Mitte genau in die politische „Wende“ fiel und damit auf vielen Gebieten neue Anforderungen stellte. Die Bauten der „City Süd“ kamen gerade ein wenig zu früh, um erkennen zu können, dass auch ein neuer Wohnungsbau erforderlich war – was er selbst als Fehler erkannte. Die verschlafene Innenstadt war ebenfalls sein Thema; der Wettbewerb für die östliche Innenstadt hätte Mitte der 1980er Jahre ohne ihn wohl kaum zu so spektakulären Ergebnissen geführt, von denen allerdings nur wenige realisiert wurden.

Kossak hat wohl auch den Begriff einer „Hafen City“ erfunden, die aber stellte seine größte Niederlage dar: Der Beschluss zu ihrem Bau wurde sechs Jahre lang gezielt vor ihm verborgen – es wäre sein Lebenstraum gewesen, aber man traute ihm nicht zu, das Projekt so geheim zu halten, wie man es für nötig hielt. Immerhin konnte er an der Masterplan-Konzeption mitwirken, bevor er 1999 aus dem Amt schied, um noch einige Jahre freiberuflich tätig zu sein.

Am 10. August ist er gestorben, kurz vor seinem 80. Geburtstag, zu dem eine Hommage mit einer Rede des Ersten Bürgermeisters geplant gewesen ist – nun wird es ein Nachruf.

Gert Kähler (abit. 1962)



Eine Karriere in der NS-Zeit

DER ARCHITEKT UND STADTPLANER KONSTANTY GUTSCHOW

Für Konstanty Gutschow, Abiturient des Johanneums (abit. 1921), war die nationalsozialistische Machtübernahme die Gelegenheit, beruflich endlich Fuß zu fassen. In den auftragsarmen Jahren der Weltwirtschaftskrise hatte er sich fast nur mit Gutachten und Entwürfen für die „Reichsforschungsanstalt für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen“ über Wasser halten können, zu mehr als kleineren Aufträgen reichte es nicht. Den Schritt in die Selbstständigkeit (Bürogründung 1929) hatte er mit enormen Schulden erkaufte. Verzweifelt schrieb er 1931 an seine Frau: „Heute sehe ich nur einen Weg: nach Rußland zu gehen. Ich halte dieses sinnlose Dasein nicht mehr aus.“

Gutschow blieb aber in Deutschland, wo sich mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten sein Traum von einem radikalen Neuanfang erfüllen sollte. Seine Biografin Sylvia Necker schreibt: „Er trat nicht etwa aus Opportunismus, sondern aus Überzeugung 1933 in die SA ein.“ 1934 formulierte er: „Jeder Stein, den wir heute auf den anderen setzen, muß seinen Sinn haben im neuen Deutschland, damit das Bauen wird zum wirksamen Instrument des Willens des Führers.“ Architektur als „nationale Aufgabe, als Dienst an der Volksgemeinschaft“, dafür wollte Gutschow sich als Experte zur Verfügung stellen.

Gutschows Auftragslage besserte sich, allmählich hatte die finanzielle Notlage ein Ende. Bei seiner Etablierung war neben der fachlichen Reputation, die er durch Teilnahme an Wettbewerben erworben hatte, sein politisches Engagement für den Nationalsozialismus hilfreich. Sein Aufstieg ist an den Titeln ablesbar, die ihm nach und nach verliehen wurden: 1935 wurde er zum Hamburger „Vertrauensarchitekten des Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen“ ernannt, 1939, auf ausdrücklichen Wunsch Hitlers, zum „Architekten des Elbufers“, 1941 zum „Architekten für die Neugestaltung der Hansestadt Hamburg“. Er entwickelte gigantisch-utopische Pläne für den Ausbau Hamburgs zur „Führerstadt“; dazu zählten unter anderem ein 250 m hohes Gau-Hochhaus (Gutschow: „monumentaler Abschluss des eigentlichen Stadtkörpers elbabwärts“, „Macht und Größe des Dritten Reiches“ demonstrierend) und eine „Volkshalle“ für 50.000 Personen. Die Verkehrsplanung sah eine Hochstraße am Elbufer, 65 Meter breit und zwei Kilometer lang, vor, die zu einem 150 Meter breiten und 500 Meter langen „Aufmarschplatz“ führen sollte. Wären die Pläne umgesetzt worden, hätten das Altonaer Rathaus, der Bahnhof Altona und die Palmaille weichen müssen, und circa 40.000 Einwohner wären umgesiedelt worden. Die



Treffen mit Hitler im Hotel Atlantic, 1939:
Gutschow erläutert seine „Elbuferplanungen“

klassizistischen Bauten beiderseits der Palmaille, die den Planungen zufolge abgerissen werden sollten, wurden immerhin im Bestand dokumentiert.

Als „Architekt des Elbufers“ unterstand Gutschow direkt dem Gauleiter und Reichsstatthalter Karl Kaufmann. Seiner exklusiven Stellung außerhalb der Behördenstruktur konnte er auch nach 1945 noch positive Seiten abgewinnen: „Die organisatorische Konstruktion, einem freischaffenden Architekten behördliche Befugnisse zuzuerkennen, ihn von den Fesseln verwaltungsmäßiger Bestimmungen und Zuständigkeiten so frei wie möglich zu halten – der Architekt des Elbufers gehörte weder zur Gemeindeverwaltung noch zur Staatsverwaltung der Stadt Hamburg, sondern war persönlich der Vertreter des Reichsstatthalters als Beauftragter für die Neugestaltung –, war ein Kunstgriff, der sich vom Standpunkt der Leistungsfähigkeit zweifellos bewährt hat“ (Bericht über zehn Jahre Architektenarbeit, 18. April 1946).

Bunkerbau statt „Führerstadt“

Fritz Schumacher, ehemaliger Oberbaudirektor, 1933 entlassen, der durchaus einen „Hang zum Monumentalen“ (Werner Kallmorgen) hatte, beurteilte Gutschows Planungen euphorisch: „Mich fesselt formal vor allem, wie Sie für Hochhaus und Halle

einen trotz aller Eigenart einheitlich wirkenden Charakter gefunden haben. ... Daß die Klarheit der inneren und äußeren Gliederung der riesigen Baumasse wohl tut, brauch ich nicht zu sagen. ... So kann ich nur hoffen, daß diese schöne Arbeit ihre gebührende Anerkennung findet. Es wäre für Hamburg ein Glück!“

Die „Führerstadt“-Pläne mussten aufgegeben werden, als die Kriegszerstörungen zunahm; für Monumentalarchitektur war kein Platz mehr. Für Gutschow („Was sind schon die paar nächtlichen Besuche der Tommies, die uns in den Keller schicken?“) hatten die Auswirkungen des Luftkrieges allerdings ihr Gutes: Er wurde 1941 zum Leiter des „Amtes für kriegswichtigen Einsatz“ bestellt und erhielt neue Zuständigkeiten: Trümmerräumung, Bunkerbau und Beschaffung von Ersatzwohnraum; auch der Einsatz von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern in diesen Bereichen lag in seiner Hand. Was für andere Not und Elend bedeutete, war für Gutschow eine weitere Großchance, sein Organisationstalent unter Beweis zu stellen. Mit einer Machtfülle ohnegleichen ausgestattet, lagen jetzt alle Fragen des Bauwesens und der Stadtplanung in seiner Hand. Mittlerweile beschäftigte er in seinem Planungsbüro bis zu 250 Mitarbeiter.

Seine Ideen von „organischer Stadtentwicklung“ legte Gutschow in zwei Generalbebauungsplänen vor, den ersten 1941,

LEHRERMEINUNG: FREUNDLICHER GRÜBLER

Charakteristik des Klassenlehrers Professor Nissen zum Abiturientenexamen am 24. Januar 1921: „Eine entschiedene Begabung für Kunstphilosophie führt den freundlichen Grübler einerseits zu Leistungen, die weit über sein Lebensalter hinaus liegen, andererseits zu einer bedenklichen Unterschätzung der schulmäßigen Berufspflicht. ... Wenn er durch Ausgleich die Reifeprüfung besteht, wird er trotz mathematischer Schwächen ein guter Techniker werden können. – Betragen: sehr gut“

1944 den zweiten. 1944 hatte er bereits die letzte Stufe der Karriereleiter in der NS-Zeit erklommen – Rüstungsminister Albert Speer hatte ihn 1943 zum Leiter des „Arbeitsstabes für den Wiederaufbau bombenzerstörter Städte“ befördert. Die verheerenden Zerstörungen des „Unternehmens Gomorrha“ eröffneten für Gutschow Möglichkeiten, endlich ein „Neues Hamburg“ zu schaffen: „dieses Werk der Zerstörung wird Segen wirken ... Dem allergrößten Teil der baulichen Zerstörung weinen wir keine Träne nach.“ Es klingt fast zynisch, wenn er im Frühjahr 1944 verlauten ließ: „Das Bild der Trümmer rührt uns nicht in der Seele an, vielmehr lässt es nur umso deutlicher und lebendiger das Bild des zukünftigen Hamburg, des neuen Hamburg vor unseren Augen entstehen.“

Das Leitbild der „organischen Stadtentwicklung“ sah im Grunde eine völlige Neustrukturierung der Stadt vor. Gutschow: „Für das Wachsen der Großstadt ein ihr gemäÙes, aus dem lebendigen Leben entwickeltes Gesetz zu finden, wird als Aufgabe betrachtet, d.h. an die Stelle gestaltloser Ausbreitung muß ein zellenmäßiger Aufbau treten. Als eine solche natürliche Wachstumzelle wird die politische Ortsgruppe betrachtet.“ Das Organisationsmodell der NS-Diktatur sollte sich in der Stadtplanung („Ortsgruppe als Siedlungszelle“) widerspiegeln.

STOLZES JOHANNEUM

1939 wurde die Verleihung des Titels „Baurat“ an Konstanty Gutschow in der Schulzeitschrift verkündet: „Unter den deutschen Künstlern, die der Führer am ‚Tag der Deutschen Kunst‘ durch die Verleihung von Titeln auszeichnet, befindet sich auch unser Mitjohanniter Architekt Konstanty Gutschow“ (DAS JOHANNEUM 12, 1939, S. 267)



Ateliersaal im Büro in der Palmaille: die „Führerstadt“ wird modelliert.

Auch hier wusste er Fritz Schumacher auf seiner Seite. „Ich halte“, schrieb ihm sein ehemaliger Ausbilder, als dessen „Kronprinz“ (Ralf Lange) er geradezu erscheint, „die zugrunde liegende Idee für äußerst fruchtbar und klärend! Die Art, wie sie nach allen Gesichtspunkten hin durchgeführt ist, darf man mustergültig nennen.“

Allerdings war die Vorstellung von einem „organischen“ Umbau Hamburgs alles andere als die private *idée fixe* Gutschows. Wohnen, Arbeiten und Erholen zu entflechten war weder reaktionär noch faschistisch, sondern *Communis Opinio* einer ganzen Generation von Stadtplanern seit der Jahrhundertwende. Schumacher hatte in den zwanziger Jahren selbst Überlegungen angestellt, wie man die Stadt auflockern und durchgrünen könnte („Werden einer Wohnstadt“); die von ihm geplanten Reformwohnviertel – Jarrestadt und Dulsberg – sind herausragende Zeugnisse für das „Neue Bauen“. An diese städtebaulichen Konzepte konnte Gutschow anknüpfen; bei ihm wurden daraus „Stadlandschaften“ für die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“.

Das Ende seiner steilen Karriere war mit dem Untergang des NS-Regimes gekommen. Geradezu naiv erscheint seine Hoffnung, er könnte einfach so weitermachen wie bisher mit seinen Wiederaufbauplanungen. Er wollte als unpolitischer Experte gesehen werden, auf dessen Urteil die britische Militärregierung nicht würde verzichten wollen. Aber er sollte sich täuschen. In einem Bescheid vom 10. Dezember 1945 heißt es: „In view of his NAZI sympathies and activities K.A.A. Gutschow, Architect, should NOT be reemployed in any capacity whatever, either advisory or otherwise – in the Civil Administration – or other work under the control of Mil[itary] Gov[ernment].“ Verbittert beschwerte er sich bei einem Freund, wie lang dieser „Unfug“ wohl noch andauern sollte.

Bauverbot bis 1948

Das Bauverbot für öffentliche Auftraggeber hielt bis 1948. Auch danach, als er im Zuge seines Entnazifizierungsverfahrens in die Kategorie V (Entlastete) eingestuft worden war, konnte er nicht wieder an seine erfolgreichen Jahre in der NS-Zeit (Gutschow: „Zeit der sich selbst entäußernden Hingabe an die Pflicht“) anknüpfen. Seine städtebaulichen Ideen wirkten fort – etwa beim Durchbruch der Ost-West-Straße –, er selbst aber wurde, jedenfalls in Hamburg, zur persona non grata. Mit dem ehemaligen SA-Hauptsturmführer und Günstling Karl Kaufmanns wollte man nichts mehr zu tun

haben; Ralf Lange spricht von einem „Stück kollektiver Verdrängungsarbeit“. Außerhalb Hamburgs waren seine unbestreitbaren Kompetenzen jedoch willkommen. Seine Dienste wurden unter anderem in Hannover in Anspruch genommen, wo sein ehemaliger Büroleiter Rudolf Hillebrecht seit 1948 Stadtbaurat war und ihm Bauaufträge vermittelte, und in Düsseldorf, Tübingen und auf Helgoland entstanden nach seinen Entwürfen Kliniken. Stadtplanerisch aber konnte er nie wieder Fuß fassen – im Gegensatz zu anderen, ebenfalls stark belasteten Kollegen.

Gegen Ende seines Lebens verlieh ihm die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen den Professorentitel, in Anerkennung seiner Verdienste um den Ausbau der Hochschulen und gedacht wohl auch als Rehabilitation. Betrieben hatte diese Ehrung Friedrich Tamms, ein Mitarbeiter aus Albert Speers Wiederaufbaustab, zu diesem Zeitpunkt Leiter des Stadtplanungsamts Düsseldorf. Die alten Netzwerke funktionierten also noch.

U. R.

Literaturhinweise

Ralf Lange, *Hamburg – Wiederaufbau und Neuplanung 1943–1963, Königstein im Taunus 1994* • Werner Durth, *Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970, Stuttgart 2001* • Sylvia Necker, *Konstanty Gutschow. Modernes Denken und volksgemeinschaftliche Utopie eines Architekten, Hamburg 2012*

IMPRESSUM

DAS JOHANNEUM
Magazin des Vereins ehemaliger Schüler
der Gelehrtenschule des Johanneums

Herausgeber:

Dr. Nikolaus Schrader (1. Vorsitzender)

Redaktion: Dr. Uwe Reimer (verantwortl.)

Fotos: Hinrich Franck, Gerd Hachmann, U. R.

Gestaltung:

Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung

Adresse:

Verein ehemaliger Schüler
c/o Johanneum, Maria-Louisen-Str. 114,
22301 Hamburg
Tel. 040/4 28 82 70

E-Mail:

Verein: info@ehemalige-johanneum.de

Herausgeber: nikolaus.schrader@de.pwc.com

Redaktion: uwreimer@t-online.de

Homepage:

www.ehemalige-johanneum.de

außerdem:

„Johanneum Hamburg Alumni“ bei www.xing.com

Vereinskonto:

IBAN: DE23200505501282141447

BIC: HASPDEHHXXX

Trennungsschmerz

FRANK ENGELBRECHT WEHRT SICH GEGEN „ZERTEILUNGEN,
DIE UNSER LEBEN DURCHSCHNEIDEN“

„Damit die Stadt wieder zusammenwächst“ heißt die Aktion, die Frank Engelbrecht (abit. 1984), Pastor an der Hauptkirche in St. Katharinen, ins Leben gerufen hat. Die viel befahrene Willy-Brandt-Straße, die bis 2005 noch Ost-West-Straße hieß, zerschneidet die Altstadt; täglich donnern hier 60.000 Fahrzeuge vorbei, davon 5.400 Lastwagen – ein sechsspuriges Monstrum. Damit soll es ein Ende haben: „Wir brauchen wieder eine richtige Altstadt.“

Es geht also nur vordergründig darum, die Kirche aus ihrer „Insellage zwischen Hafencity und Innenstadt“ (Engelbrecht) zu befreien; im Kern geht es um die Zurückgewinnung einer lebenswerten Innenstadt. Höhepunkt der Aktionswoche, die die Katharinen-Initiative organisiert hat, ist die Besetzung der Willy-Brandt-Straße – für einen Pastor ein nicht eben alltägliches „Event“.

Am 17. September 2016 sperrte eine Gruppe von 250 Demonstranten, mit Engelbrecht an der Spitze, die Straße und besetzte für eine halbe Stunde die Kreuzung zur Domstraße. In den drei Wochen danach schlossen sich Stadtführungen, Debatten, Musik, Schauspiel und Kunst im öffentlichen Raum an. Den Abschluss bildete die sogenannte Finissage am 2. Oktober 2016.

Seine Predigt an diesem Sonntag (19. Sonntag nach Trinitatis) stellte Engelbrecht unter das Motto „Trennungsschmerz“: „Wir wollen den Glauben an die starren Grenzen loslassen und Lösungen finden, die uns weiter bringen zu der Stadt, die dem Menschen entspricht. Denn das ist doch einfach zu absurd, dass zwischen Rathaus und dieser wunderschönen Katharinenkirche so etwas wie eine Bundesstraße verläuft. An die Dauerhaftigkeit dieser Grenze können wir nicht ernsthaft glauben.“

Die Ost-West-Straße gehört zu den schwersten Bausünden der Nachkriegszeit. Kriegszerstörungen hatten das später für Straßenbau genutzte Gelände weitgehend freigeräumt. Und was die Bomben nicht beseitigt hatten, übernahm die Abrissbirne. Die letzten Spuren des alten Kaufmannshausviertels mit seinem historisch gewachsenen Straßen- und Fleetgefüge verschwanden endgültig. Der Kunsthistoriker Hermann Hipp spricht von „verlorener Vergangenheit“.

Das Konzept, das der Ost-West-Straße zugrunde lag, war das der „autogerechten Stadt“. Der Verkehr sollte quer durch die City geführt werden, statt ihn, wie bisher, auf den Wallring umzulenken. Pläne dafür gab es schon seit 1939. Konstanty Gutschow (abit. 1921), „Architekt des Elbufers“ von Hitler's Gnaden, hatte eine Durchbruchstraße als Fortsetzung der geplanten Hochstraße am Elbufer vorgesehen. Die Hamburger Nachkriegsstädtebauer haben sich aus dem Ideenbestand der „Führerstadt“-Planungen bedient.

Heute ist auch den Planern der Stadtentwicklungsbehörde die Straße ein Graus. Die beste Lösung, um der Altstadt wieder zu alter Lebensqualität zu verhelfen, wäre natürlich, den Verkehr in einen Tunnel zu verlegen. Aber was in Köln, Düsseldorf und München offenbar möglich gewesen ist, lehnen die Planer aus Kostengründen für Hamburg ab.

Frank Engelbrecht wird sich mit dieser Auskunft sicher nicht zufrieden geben, sondern weiter daran arbeiten, damit „Hamburg wieder bekommt, was die Tradition der europäischen Stadt auszeichnet: eine Altstadt, die Identität stiftet und in der Straßen, Gebäude und Plätze Menschen miteinander verbinden, anstatt sie voneinander zu trennen.“

U.R.

Interreligiöser Dialog in Zeiten der Flüchtlingskrise

GESPRÄCH MIT OBERKIRCHENRAT DETLEF GÖRRIG

Die Luther-Dekade neigt sich dem Ende zu. Den Höhepunkt bildet der diesjährige Reformationstag, an dem sich Luthers Thesenanschlag zum 500. Mal jährt. Es war eine bunte Vielfalt an Themen, die die EKD auf dem Weg dahin aufgegriffen hat, zuletzt war es „Die Reformation und die Eine-Welt“. Angesichts der Millionen Menschen, die weltweit unterwegs sind, liegt die Aktualität des Themas auf der Hand. Wenn Migration die Grenzen von Ländern und Kontinenten überwindet, führt das zum Kontakt von einander bisher fremden religiösen Bekenntnissen – im schlechten Fall zur Konfrontation, im guten zur Bereicherung. Wir sprachen mit Detlef Görrig über die Rolle der Evangelischen Kirche im interreligiösen Dialog.

Als Referent für den interreligiösen Dialog sind Sie im Prinzip für alle Religionen zuständig, aber Schwerpunkt Ihrer Arbeit ist sicherlich der christlich-islamische Dialog.

Detlef Görrig: Ja, hierauf konzentriert sich ja auch die öffentliche Aufmerksamkeit. Unter Dialog verstehen wir das Gespräch „auf Augenhöhe“. Wenn der Dialog gelingen soll, muss gesichert sein, dass die Teilnehmer sich als gleichberechtigt verstehen, also als Dialog-Partner.

Sie als Evangelische Kirche haben es mit muslimischen Verbänden zu tun, deren Selbstverständnis konservativ-orthodox ist, und die, wie DITIB, „Die Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion“, ein Ableger der türkischen Religionsbehörde sind. Zehn Jahre Deutsche Islamkonferenz, die ein Dialog-Forum sein sollte zwischen dem Staat und den Vertretern der Muslime, haben gezeigt: Die größten Akteure sind an einem Dialog nicht interessiert.

Diesen Eindruck teile ich nicht. Sicherlich haben die vergangenen zehn Jahre auch Schwierigkeiten gezeigt, etwa, was die Zusammensetzung auf muslimischer Seite oder die Themen und unterschiedlichen Erwartungshaltungen angeht. Aber die Einrichtung islamischer Zentren an deutschen Universitäten oder die aktuellen Bemühungen um einen islamischen Wohlfahrtsverband und islamische Seelsorge in öffentlichen Institutionen wie Krankenhäusern, Gefängnissen oder der Bundeswehr sind sicherlich Ergebnisse und Schritte in die richtige Richtung.

Dennoch: der Dialog ist schwieriger geworden.

Die Auseinandersetzungen um Böhmermanns Schmähdgedicht im vergangenen Jahr,



Dr. Detlef Görrig (abit. 1984) studierte evangelische Theologie in Hamburg und Wien und wurde 2003 mit einer Arbeit über den Wandel in der Wahrnehmung des Judentums promoviert. Er war Pastor im Kirchenkreis Blankenese und ist seit 2013 Referent für Interreligiösen Dialog im Kirchenamt der EKD in Hannover

die Armenien-Resolution des Bundestages und die innenpolitischen Veränderungen in der Türkei nach dem verhinderten Putsch haben sicherlich dazu geführt, dass sich das Klima gegenüber den türkeiverbundenen Verbänden in Deutschland derzeit abgekühlt hat. Manche sprechen sogar von einer „Schockstarre“ – ähnlich der nach dem „11. September“. Für uns als Evangelische Kirche heißt das aber nicht, dass wir uns zurückziehen. Wir wollen die Spaltung, die in unserer Gesellschaft entstanden ist, nicht auch noch vertiefen, sondern sie gerade überwinden. Wir verstehen uns als Brückenbauer.

In Publikationen der EKD heißt es, es gelte „den Dialog der Religionen als genuine Aufgabe reformatorischer Theologie zu entdecken“. Es wäre „wünschenswert“, „das historische und theologische Erbe der Reformation auch mit Muslimen ins Gespräch zu bringen“. Lassen sich die fünf *sola* wirklich als Anknüpfungspunkt verwenden?

Das sind essentials des Protestantismus. Wir dürfen nur nicht so tun, als ob wir mit unseren reformatorischen Kernpunkten („allein Christus“, „allein aus Gnade“, „allein im Wort“, „allein aufgrund der Schrift“, „allein durch den Glauben“) im alleinigen Wahrheitsbesitz sind. Wir wollen uns nicht verstecken, aber wir wollen auch nicht „missionieren“, schon gar nicht in dem Sinne, dass wir den anderen überwältigen und dessen mögliche Schwächen ausnutzen. Von Christus wollen wir sprechen, ohne dabei den Glauben des anderen abzuwerten oder für unwahr zu erklären.

Vom *sola scriptura* Luthers hat sich die evangelische Theologie weit entfernt. Wir wissen heute, dass die biblischen Texte nicht so entstanden sind, wie sie uns heute vorliegen, sondern selbst schon das Ergebnis eines Traditionsvorgangs sind. Das Verständnis des Korans ist anders: er ist das unmittelbar offenbarte Wort Allahs. Die unterschiedliche Auffassung der religiösen Grundtexte – hier Bibel, da Koran – müsste den Dialog erschweren.

Auch der Koran ist kein monolithischer Block. Es gibt eine lange Auslegungstradition, deren Variantenreichtum mich froh stimmt. Die Fundamentalisierung, die im Islam stattgefunden hat, hat diese Tradition teilweise

verschüttet, und es wäre sicher schön, die verschiedenen Lesarten des Korans, die unterschiedlichen Texterfahrungen, die mit ihm im Laufe der Jahrhunderte gemacht worden sind, wieder zum Leben zu erwecken. Es ist schade, dass wir in Deutschland zurzeit noch so wenige islamische Theologinnen und Theologen haben, die das leisten könnten. Aber ich bin zuversichtlich, dass die Zentren für Islamische Theologie an den Universitäten hier ihre Wirkung entfalten werden. Die Standorte in Tübingen, Frankfurt, Münster, Osnabrück und Erlangen-Nürnberg sind u.a. gelungene Beispiele dafür, wie sich die Vielfalt muslimischen Glaubens auch wissenschaftlich abbilden lässt. Im Dialog mit muslimischen Theologinnen und Theologen können wir deutlich machen, wie offen und kritisch wir mit unserer eigenen Geschichte, mit unseren Grundlagentexten umgehen.

Sich nicht festzulegen, unterschiedliche Auslegungsmöglichkeiten nicht nur aufzuzeigen, sondern sogar zu begrüßen: Könnte das nicht als Schwäche ausgelegt werden?

Vom Standpunkt eines fundamentalen Schriftverständnisses aus mag das so gesehen werden. Für mich ist der wissenschaftlich-reflektierte Umgang mit der Heiligen Schrift eine Stärke. Aber in dem Dialog, den ich mir vorstelle, ist das nicht die entscheidende Frage. Auf die Homepage der EKD habe ich ein Zitat gestellt, das in die gemeinte Richtung weist: Es geht nicht darum, Konzepte zu vergleichen und zu diskutieren, sondern „eine wahre Begegnung zwischen jenen spirituellen Einsichten und Erfahrungen zu ermöglichen, die nur in den tiefsten Gründen des menschlichen Daseins zu finden sind.“ Das Zitat stammt aus den „Leitlinien zum Dialog mit Menschen verschiedener Religionen und Ideologien“, auf die sich der Ökumenische Rat der Kirchen 1977 verständigt hat. Sie sehen daran, dass der interreligiöse Dialog keine bloße Modeerscheinung ist, sondern eine jahrzehntelange Geschichte hat. Das Zitat verweist auf beinahe so etwas wie einen mystischen Ansatz: Liebe, Tod, Schmerz, Trennung – aus dem Umgang mit diesen existentiellen Erfahrungen können wir voneinander lernen. Jede religiöse Tradition hält dazu „Schätze“ bereit. Wenn wir diese Schätze heben, gemeinsam heben, können wir uns sehr nahekommen.

Das heißt konkret?

Konkret stellt sich die Frage der Nähe unserer Traditionen heute etwa bei gemeinsamen Gebeten für den Frieden, bei Amtshandlungen oder bei der gemeinsamen Nutzung von Räumen der Stille, wie es sie zunehmend im öffentlichen Raum, z. B. an Universitäten, Flughäfen oder in Krankenhäusern gibt.

Die Flüchtlingsströme – im Rekordjahr 2015 waren es fast eine Million Menschen, die in Deutschland Zuflucht gesucht haben, die meisten von ihnen Muslime – werden von Teilen der Bevölkerung als Bedrohung der kulturellen Identität erlebt. Das Verhältnis von Religion und Recht, von traditioneller und moderner Lebensführung, von Emanzipation und Unterdrückung ist in der Tat unterschiedlich.

Ich glaube, wir dürfen nicht den Fehler machen, von dem Islam und den Muslimen zu sprechen. Die muslimischen Verbände, die unsere Dialogpartner sind, repräsentieren einen Teil der hier in Deutschland lebenden Musliminnen und Muslime. Daneben gibt es andere, nicht organisierte Muslime

und mit den Zugewanderten und Flüchtlingen jetzt eine Vielzahl derer, die ihren Platz in der Gesellschaft erst noch finden müssen. Das Spektrum des Islam in Deutschland ist somit bunt und vielschichtig, von orthodox-konservativ bis liberal-progressiv. Selbstverständlich ist Kritik da vonnöten, wo Menschenrechte und Grundrechte außer Kraft gesetzt werden sollen, aber wir müssen legitime Islamkritik und Islamfeindschaft auseinanderhalten. Wo Ausgrenzung, Herabsetzung und Pauschalität in islambezogenen Äußerungen sichtbar werden, hört mein Verständnis auf. Wir müssen daran erinnern, dass wir in Deutschland in einem religiös neutralen Staat leben, der Religionsfreiheit für alle Religionen verbürgt. Für die eigene Religion zu streiten – für den Bau von Moscheen oder für das Kopftuch der Lehrerin –, ist in unserem Staat ein Grundrecht. Das mag manchen missfallen, aber die Lösung ist nicht die Ausgrenzung, sondern der – gern auch streitbare – Dialog.

Gespräch: Uwe Reimer

Lutherbibel 2017



Rechtzeitig zum bevorstehenden Reformationsjubiläum erscheint die neue Fassung der christlichen Haupturkunde („Die Bibel nach Martin Luthers Übersetzung“, revidiert 2017). Schon Luther selber nahm

wiederholt Korrekturen vor, Drucker und Bibelgesellschaften „modernisierten“ später den Text nach eigenem Gutdünken. Um zu einer einheitlichen Version zu kommen, gab es seit 1892 mehrere kirchenamtliche Revisionen. Jetzt liegt die vierte vor, das Ergebnis der Arbeit von 70 Theologinnen und Theologen seit 2010 an 44 Sitzungen à vier bis fünf Tagen. Bilanz: Im Alten Testament wurde jeder dritte Vers, im Neuen Testament

jeder zweite Vers verändert, insgesamt im Durchschnitt aber nur etwa 8,5 Prozent der Wörter. Den Fehler von 1975, sich zu modern zu gerieren – z. B. ersetzte man in Matthäus 5,15 (ein Licht „unter einen Scheffel“ setzen) Scheffel durch „Eimer“, weil Scheffel als Maß nicht mehr bekannt sei –, vermied man jetzt. Mit Schlüsseltexten wie etwa Psalm 23 („Der HERR ist mein Hirte“), der vielen tief im Gedächtnis verankert ist, wurde behutsam umgegangen.

Trotz der Änderungen bleibt die Lutherbibel wichtig und ihr Rang unbestritten. Nietzsche, alles andere als Kirchenanhänger, brachte es auf den Punkt: „Das Meisterwerk der deutschen Prosa ist ... das Meisterwerk ihres größten Predigers: das beste deutsche Buch. Gegen Luthers Bibel gehalten ist fast alles Übrige nur ‚Literatur‘“.

Peter Steder (abit. 1953)

Humanismus am Ende?

AUF DEN SPUREN EINES STRAPAZIERTEN BEGRIFFS

Julia Kurig (abit. 1991), Erziehungswissenschaftlerin an der Helmut-Schmidt-Universität – Universität der Bundeswehr Hamburg, hat 2016 eine Lehrveranstaltung mit dem Titel „Pädagogischer Humanismus“ angeboten. Grund genug, sie nach ihrer persönlichen Einstellung zum Humanismus-Begriff zu fragen. Wir referieren, welche Positionen sie vertritt – und laden zur Diskussion ein.

Julia Kurig gesteht, dass sie mit dem Humanismus-Begriff heute nicht mehr viel anfangen kann, und denkt dabei vor allem an die neuhumanistische Ausprägung, die er im 19. Jahrhundert erfahren hat. Sie findet es erstaunlich, wie der Humanismus-Gedanke sich als tragende Idee des deutschen Gymnasiums durchsetzen konnte, obwohl er doch im 19. Jahrhundert unter permanentem Legitimationsdruck stand. Aber er war „anpassungsfähig und dehnbar“ – das hat sein Überleben gesichert.

Am Anfang von Kurigs Überlegungen steht Wilhelm von Humboldt. Den Menschen zur „höchsten und proportionierlichsten Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ zu bewegen, darum ging es ihm; seine Idee der allgemeinen Menschenbildung floss in die Konzeption des humanistischen Gymnasiums in Preußen ein. Das Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, war die Rezeption der klassischen Antike, und zwar in der Originalsprache, also in Latein und vor allem in Griechisch.

Griechisch im Zentrum

Warum sollte „Bildung“ vor allem über die Griechen möglich sein? Die Griechen galten – in einer Zeit, in der sich die moderne bürgerliche Gesellschaft mit ihren verschiedenen Funktionsbereichen gerade ausdifferenzierte – als Vertreter eines ganzheitlichen idealen Menschentums. Hinzu kam die These, Deutsche und Griechen seien geistig verwandt – eine Konstruktion, die zu



Julia Kurig

Beginn des 19. Jahrhunderts immer auch eine anti-französische Stoßrichtung hatte. Im Fach Griechisch „kondensierte“ sich also die Idee allgemeiner Menschenbildung – verstanden als Bildung zur Humanität, der die „nützliche“ berufliche Qualifikation automatisch nachfolgen würde; der allseitig entwickelte Mensch würde, der Idee nach, zugleich immer auch der geistig und charakterlich für den Beruf besonders geeignete Mensch sein. So verquast das klingen mag, es war die für den Neuhumanismus charakteristische „dialektische Argumentationsfigur“.

Aber die Ideengeschichte des neuhumanistischen Gymnasiums, darauf macht Julia Kurig ebenfalls aufmerksam, ist nur das eine, seine Realgeschichte das andere. Das humanistische Gymnasium war nämlich vor allem deswegen erfolgreich, weil es 1812 als einziger Typ höherer Schulen in Preußen das Privileg erhalten hatte, das Abitur zu verleihen. Wer also eine Universität besuchen und eine höhere Berufslaufbahn einschlagen wollte, musste Griechisch lernen. Daher blieb neuhumanistische Bildung trotz ihres Selbstverständnisses als allgemeiner Bildung schon im 19. Jahrhundert immer auch eines: „nützliche“ schulische Vorbildung für die höheren staatlichen und staatsnahen freien Berufe.

Das humanistische Gymnasium erwies sich als außerordentlich anpassungsfähig. Die Fixierung auf individuelle Bildung zu Anfang des 19. Jahrhunderts war einseitig gewesen; nicht weniger einseitig war dann die Ausrichtung auf den monarchisch-autoritären Nationalstaat nach der Reichsgründung 1871. Humanistische Bildung hatte zwar kein nationalistisches Bildungskonzept im Angebot – außer der „Germania“ des Tacitus gab es kaum dafür brauchbare Texte –, aber die Antike wurde nun als bevorzugtes thematisches Feld für die Erziehung zum starken Staat in Stellung gebracht. Das hieß konkret: mehr Alexander der Große und die hellenistischen Großreiche statt klassische Athener Demokratie, mehr römisches Kaiserreich statt römische Republik.

Instrumentalisierbar und vage

Die nationalistische und autoritäre Ausrichtung des Humanismus gipfelte im sogenannten „Dritten Humanismus“, einer mit dem Namen des Berliner Altphilologen und zweiten Vorsitzenden des Deutschen Altphilologenverbandes Werner Jaeger verbundenen pädagogischen Strömung der Weimarer Republik. 1933 veröffentlichte Jaeger den Aufsatz „Die Erziehung des politischen Menschen und die Antike“, in dem er den neuen Machthabern die Antike als Bestandteil einer gymnasialen „nationalpolitischen Erziehung“, die den Individualismus überwindet, andiente. Kurig spricht von einer „Selbstmobilisierung“ der Wissenschaft, die im Falle des Humanismus zwar letztlich wenig erfolgreich war, aber dennoch ein weiterer Beweis für die Dehnbarkeit des Konzepts ist.

Dass der „Humanismus“ aber nicht nur für den ideologischen Kontext des Nationalsozialismus „zurechtgestutzt“ wurde, sondern zugleich auch ein Identifikationsbegriff verschiedener Gruppen gegen den Nationalsozialismus wurde, zeigt der Pariser Schriftstellerkongress 1936 in Paris, auf dem Autoren wie Klaus Mann oder Ludwig Marcuse anschlussfähige Konzepte eines sich vom Kontext der alten Sprachen lösenden Humanismus-Begriffs entwickelten.

Der „Humanismus“-Begriff, so Julia Kurig, bleibt ein fragwürdiger Begriff, nicht nur

wegen seiner Vieldeutigkeit, sondern wegen der traditionell mit ihm verbundenen Grenzbeziehungen. Wer ist eigentlich gemeint, wenn vom „vernünftigen“ Menschen, der gebildet werden soll, gesprochen wird? Nicht nur Frauen waren bis Anfang des 20. Jahrhunderts vom System allgemeiner humanistischer Bildung ausgeschlossen; Bildung sollten sie nur insoweit erhalten, dass der – humanistisch gebildete – Mann nicht gelangweilt wurde und in seinem Aktivitätsdrang nachließ. Das „humanistische Projekt“ hat aber auch in anderer Hinsicht ausgrenzend gewirkt, weil es das „Wesen“ des Menschen an eine bestimmte abendländische Vorstellung von sprachlich sich manifestierender Vernunft band. Ob geistig behinderte bzw. nicht sprachfähige Menschen, ob sogenannte „Wilde“ und Menschen anderer Kulturkreise – humanistisches Bildungsdenken beruhte auf problematischen Abgrenzungen: von Mann und Frau, Gebildeten und Ungebildeten, Gesunden und Kranken, Mensch und Tier. Letztlich impliziert humanistische Anthropologie eine „Ignoranz gegenüber den natürlichen, leiblichen und kulturellen Voraussetzungen menschlicher Vernunft“; und die Überordnung des Menschen über Welt und Natur ist im Zeitalter der ökologischen Katastrophe nun wirklich nicht anschlussfähig. „Was für eine unterkomplexe Anthropologie, ausgerechnet beim Humanismus!“, wundert sich Kurig.



*Er stand am Anfang: Wilhelm von Humboldt
Porträt-Büste von Bertel Thorvaldsen, Foto: Manfred Brückels*



Kein Platz für „Wilde“: William Blake, „Nebukadnezar“ (1795)

Für sie ist der Humanismus-Begriff auch noch aus einem anderen Grund problematisch. Die damit verbundene Schulform ist „sozial hochselektiv“. Das war schon im 19. Jahrhundert so, und das ist auch heute noch so. Nachgefragt werden die Bildungszertifikate humanistischer Gymnasien aufgrund der sozialen Distinktion, die sie anbieten. Das elitäre Selbstverständnis beruht dabei meistens eben nicht – wie offiziell behauptet – auf Leistung, sondern letztlich auf Herkunft, einem vormodernen Selektionsprinzip. Das humanistische Prinzip allgemeiner Bildung läuft in diesem Kontext Gefahr, zu einer Halbbildung zu verkommen, die sich im halbwegs korrekten Zitieren von Klassikerzitate erschöpft und den Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Zirkeln ermöglicht. Wo nicht durch soziales und materielles Herkunftskapital weitergetragen, führt die elitäre schulische Sozialisation zu Brüchen, da das Leben nicht einlöst, was die Schule versprochen hat: „Humanistische Gymnasien produzieren Abstürze, wo sich das elitäre Selbstverständnis nicht als tragend erweist.“

Elitär und unrealistisch

Dehnbarkeit und Missbrauchsmöglichkeiten des Humanismus-Begriffs, die Fragwürdigkeit seines Menschenbildes, die Gefahr des Elitismus – das sind für Julia Kurig die Defizite des Humanismus. Und noch ein weiteres Manko kommt hinzu: das „Verhältnis zum Realismus“. Die humanistischen

Fächer – also die alten Sprachen, ebenso Deutsch, Philosophie, Geschichte – würden angeblich stärker „bilden“ als die „realistischen“ Fächer, die naturwissenschaftlichen. Gepflegt wird der Mythos, dass sich der Mensch in den „bildenden“ Fächern selbst begegnen würde, in den naturwissenschaftlichen Fächern würden sich dagegen „Entfremdungseffekte“ (Wilhelm Dilthey) einstellen. Auch hier also Ausgrenzung, diesmal nicht sozial, sondern kulturell und institutionell: wir stoßen auf die „zwei Kulturen“, von denen C. P. Snow gesprochen hat. Die Geringschätzung der „anderen Bildung“ (Ernst P. Fischer) ist auch heute noch virulent.

Wie sollen wir umgehen mit humanistischer Bildung heute? Julia Kurig: Zeitgemäße humanistische Bildung muss all diese Problembezirke bearbeiten und sich auf die Höhe der anthropologischen, bildungstheoretischen und -soziologischen Diskussion bringen. Dann ist das Angebot humanistischer Gymnasien mit ihrer schwerpunktmäßig geisteswissenschaftlichen, d. h. sprachlichen, philosophischen und historischen Bildung auf einem pluralistischen „Schulmarkt“ durchaus attraktiv. Aber ein Monopol auf den Menschen hat humanistische Bildung nicht mehr. Ihr Vorschlag: „Man sollte sich begrifflich auf das beschränken, was Gymnasien wie das Johanneum ausmacht, die alten Sprachen nämlich.“ Die Bezeichnung „altsprachliches Gymnasium“ – sie ist, weil „präzise und ohne ideologischen Ballast“, die richtige.

Uwe Reimer



„Erziehungspartnerschaft“

CORINNE GEPPERT WAR 10 JAHRE IM ELTERNRATSVORSTAND

Immer im Gespräch, hier mit Lehrer Burkhard Arnold

In dem schulischen Feld, das von Lehrern, Schülern und Eltern besetzt wird, sind die Eltern diejenigen, die Schule von außerhalb erleben; sie nehmen nicht am Unterricht teil und wissen in der Regel nur von ihren Kindern, was hinter den Klassentüren passiert. Andererseits: wer sich als Elternratsmitglied am Schulleben beteiligt, bekommt nicht selten tieferen Einblick in das „System“ Schule als die Schüler und selbst mancher Lehrer. Corinne Geppert, Mutter zweier ehemaliger Johanniter (abit. 2010 und 2016), war zehn Jahre im Elternratsvorstand; sie weiß nach so vielen Jahren ziemlich genau, wie Schule abläuft.

Als ihr Sohn 2002 ans Johanneum kam, schien die Welt in Ordnung: vier kleine 5. Klassen, eben über zwanzig Schüler stark, das waren ideale Lernbedingungen. Zwei Jahre später sah die Welt ganz anders aus: die kleinen Klassen, so hieß es, verbrauchten zu viele Lehrerstunden, die in anderen Klassen fehlten. Um alle Klassen gleichermaßen zu versorgen, sollten aus vier Klassen drei gemacht werden. Corinne Geppert war auf Zinne. Musste es denn gerade dieser Jahrgang sein, dessen Klassen zusammengelegt werden? Dieser Jahrgang war schließlich der erste, der das 8- statt das 9-jährige Gymnasium besuchte – der „Pionierjahrgang“, der „Experimentierjahrgang“. Aber die Schulleitung blieb bei ihrer Entscheidung.

Dies war das erste Mal, dass Corinne Geppert ihre Stimme erhob und, gemeinsam mit anderen Elternvertretern, für ihre Position warb – immer mit guten Argumenten, aber immer auch bereit, Gegenargumente gelten zu lassen. Ihr Forum wurde der Elternrat, dessen Vorstand sie als eine von drei Vorsitzenden zehn Jahre lang angehörte. Aus der engagierten Mutter, die als Verteidigerin der Interessen des „Pionierjahrgangs“ auftrat, wurde die Elternratssprecherin, die nach und nach verstand, welche Rädchen das „System“ Schule bewegen, und die auch selbst daran zu drehen verstand.

Wie sie ihre Rolle sah, hat sie, zusammen mit anderen, in einem Positionspapier festgeschrieben, in dem es etwas gravitatisch heißt: „Die stetige Weiterentwicklung einer dem humanistischen Bildungsideal verpflichteten Schulgemeinschaft sowie die Unterstützung und Sicherung der Qualität der schulischen Arbeit sind das oberste Ziel der Arbeit des Elternrats.“ In der Rolle der „Meckererin“ hat sie sich dabei nie gesehen, sondern als „Erziehungspartner“: „Ob eine Erziehungspartnerschaft zwischen Schule und Eltern trägt, dazu bedarf es eines gegenseitigen Grundvertrauens, das wie in jeder Partnerschaft erarbeitet werden muss – durch die Bereitschaft des Einander-Zuhörens, des Aufeinander-Zugehens und des Voneinander-Lernens.“

Als die Schulbehörde 2004 das Lehrerarbeitszeitmodell einführte, das für den

Vollzeitlehrer die skurrile Wochenarbeitszeit (WAZ) von 46,57 Stunden vorsieht, war der Protest der Lehrerschaft groß. Corinne Geppert hatte dafür Verständnis. Es sei der Schulbehörde ja nicht in erster Linie darum gegangen, „Gerechtigkeit“ herzustellen – wer etwa Sport unterrichtet, muss seitdem mehr Unterrichtsstunden erteilen, als wer den korrekturintensiven Deutschunterricht in der Oberstufe erteilt. Dass das Modell zugleich die für die Schulen zur Verfügung gestellten Stunden deckelt – „auskömmliche Finanzierung“ nannte sich das –, hielt sie für einen Geburtsfehler. Eine merkwürdige Gerechtigkeit sei das, die die Klassenstärken erhöht und die Unterrichtsverpflichtung für (fast) alle erhöht. „Man kann viel über Inhalte reden“, sagt sie, „aber erst mal muss man das WAZ-Spiel verstehen.“ Da sie ein Händchen für Zahlen hat, war sie dafür genau die richtige.

Sechs Senatoren erlebt

„Die Ressourcen sind nicht unendlich“, auch das lernte sie schnell. Insofern war sie auf Lehrerkonferenzen, deren Gast (mit Rederecht) sie war, die Stimme, die Realismus in die Debatten bringen konnte. Man könne eben nicht für alles Gute und Schöne auf dieser Welt WAZe verteilen, die man bereits an anderer Stelle ausgegeben hatte. Ob sie mit diesem Realismus von allen gut gelitten war? Kompetent und unbequem zu



Primarschulstreit: Corinne Geppert erklärt, Ole von Beust hört zu

sein führt nicht unbedingt dazu, dass man sich nur Freunde macht.

So pointiert ihre Interventionen in den schulischen Gremien waren, „nach außen“ herrschte Schulerschluss; Geschlossenheit war verlangt. Auf die Frage nach Griechisch („Muss man das hier wirklich lernen?“) antwortete sie: Man *darf* es hier lernen. Beim Tag der offenen Tür für die künftigen Sextaner war sie für Gespräche zur Stelle, und auf dem Informationsabend für die Eltern zeichnete sie ein freundliches Bild der Schule. Sie war eben eine gesuchte Multiplikatorin der „Johanneums-Idee“.

Zehn Jahre Elternratsmitglied, das bedeutete, es mit zwei Schulleitungen (Reimer, Hose) zu tun zu haben, es bedeutete aber auch, weit mehr als zwei Senatoren kennenzulernen – Namen, die heute kaum mehr jemand kennt: Rudolf Lange, Reinhard Soltau, Alexandra Dinges-Dierig, Christa Goetsch, Dietrich Wersich und zuletzt Thies Rabe. Im Rückblick meint sie: „Ich wünschte mir, die Behörde würde ihren Dienstleistungscharakter mehr herausstellen – weniger top down, sondern mehr für Mitarbeitermotivation sorgen. Die Mitarbeiter mitzunehmen, darum geht es doch!“

Primarschulreform verhindert

Die meisten Reibungspunkte gab es mit Christa Goetsch, der gescheiterten grünen Bildungssenatorin, die auf Biegen und Brechen die Primarschulreform durchsetzen wollte. Man kann nicht gerade sagen, dass Christa Goetsch und Corinne Geppert Freundinnen geworden sind; dafür waren die Gräben zu tief. Aber das war ja auch nicht das Ziel: „Wir sind uns mit Respekt vor unserem Engagement begegnet.“ Der Volksentscheid 2010 sorgte dafür, dass die Einführung der 6-jährigen Grundschule („Primarschule“) und damit die Amputation der Gymnasien verhindert wurde. Dass das gelang, war auch Corinne Gepperts Verdienst.

Ihre Handschrift hat sie in diversen Projektgruppen hinterlassen. Ihr Petitum war stets: „Wir brauchen ein Konzept, eine Idee, eine Klammer“, um bei der Ausgestaltung der im Stakkato einprasselnden Reformen nicht nur Getriebene zu sein, sondern auch

Gestalter. Nur pragmatische Bastelei, das gehe gar nicht. Wer sich „Humanismus“ auf die Fahnen schreibt, müsse auch dafür Sorge tragen, dass sich das Konzept „im Hause“ niederschlägt – im Zusammenhang der Fächer, im Curriculum, in der Praxis der Lehrkräfte, in der Haltung der Schüler- und Elternschaft. Für sie war klar, dass das Johanneum in der Profioberstufe, 2010 hamburgweit eingeführt, ein altsprachliches Profil mit Latein und Altgriechisch anbietet. Und dass das Johanneum sich im vergangenen Jahr auf ein „Leitbild“ verständigt hat, nach einem intensiven Diskussionsprozess, begrüßt sie sehr: „Da stehen tolle Sachen drin.“ Ihr ist auch klar, dass das ein Kraftakt für alle gewesen ist – und bleiben wird. Was hält uns zusammen, nicht nur am Tag der offenen Tür für die künftigen Sextaner, sondern jeden einzelnen Tag, darauf kommt es an. Da ist sie wieder, die berühmte „Klammer“, die für sie so entscheidend ist.

Kein Erfolgsmodell: „Gy8“

Auf zwei Dinge möchte sie jetzt, am Ende ihrer „Dienstzeit“ am Johanneum, noch hinweisen. Die Oberstufe, auf zwei Jahre verkürzt,

sei zwar die Krönung der Schullaufbahn, der „Olymp“, wie sie sagt. Ihre Sorge ist aber, dass diese Stufe zu kurz kommt. Heute gebe es ja die Verpflichtung, die Jahrgänge 5/6 rund um die Uhr zu versorgen; Unterrichtsausfall komme in der Unterstufe nicht vor. Das gehe zu Lasten der Oberstufe, die mit Lehrerstunden notorisch unterversorgt sei. Aber quantitative Unterversorgung ist nur das eine. Nicht geringer sind ihre Bedenken, dass die Qualität „in der Breite“ verloren geht.

Mit dem „Gy8“, der Gymnasialzeit nach acht Jahren, ist sie auch heute, nach 15 Jahren, noch nicht glücklich. Das sei noch immer kein Erfolgsmodell: zu schlechte Organisation, Absenkung des Niveaus, zu große Belastung für Schüler und Lehrer – „letztlich sind alle erschöpft.“

Für eine Verbesserung zu sorgen, darum werden sich jetzt ihre Nachfolger im Elternrat kümmern. Ihr Ausblick klingt versöhnlich: Schule entwickle sich immer weiter und neue Generationen von neu motivierten Eltern würden sich neuen Aufgaben stellen – und „auch den ganz alten und ewig wiederkehrenden“.

U. R.



Tag der offenen Tür: GroÙeinsatz für Elternvertreter, links Andrea Geldmann



Voll im Trend

LENA ALBRECHT ENGAGIERT SICH FÜR
STAND UP PADDLING UND SOZIALPROJEKTE

Manche Leute, die an der Alster spazieren gehen, reiben sich zwar immer noch verwundert die Augen, wenn sie stehende Paddler, einzeln oder in Gruppen, vorübergleiten sehen. Aber sie sind weniger geworden im Laufe der letzten vier Jahre. Das Stand Up Paddling (SUP – sprich: es ju pi) hat sich etabliert. Eine, die entscheidend dazu beigetragen hat, ist Lena Albrecht (abit. 2006).

Ihr Weg hin zu dieser neuen Trendsportart war ungewöhnlich. Nach dem Abitur ist sie nach Brasilien gereist und hat dort ein „soziales Jahr“ verbracht, zunächst in einem Kinderheim („Wir haben alle Kinder betreut, die Hilfe brauchten“) und dann in einer Meeresschildkrötenauffangstation. Brasilien, wo sie viele Freunde gefunden und Portugiesisch gelernt hat, ist ihr Lieblingsland geworden: „Ich bin jedes Jahr wieder dagewesen.“

Zurück in Hamburg hat sie etwas Bodenständig-Hamburgisches gelernt: sie machte eine Außenhandelslehre und studierte parallel dazu an der Fachhochschule für Ökonomie und Management (FOM). Viereinhalb Jahre hat sie anschließend in ihrer Ausbildungsfirma, einem mittelständischen Betrieb, der Rohstoffe im- und Maschinen exportiert, gearbeitet. Ihrer Neigung, die weite Welt zu sehen, kam ihre Berufstätigkeit entgegen; sie führte sie nach China, Kanada und Südafrika. Auch Brasilien, ihre große Liebe, gehörte zu ihren beruflichen Reisezielen. Sie möchte diese Jahre nicht missen, aber irgendwann wollte sie etwas Neues, ganz anderes. Es sollte das SUP werden.

2011, als sie, zunächst als Lernende, mit SUP begann, war diese Sportart in Hamburg noch fast unbekannt: „Wir wurden angeschaut wie Aliens.“ In den Folgejahren – Lena Albrecht war jetzt selbst („in Vollzeit“) als SUP-Trainerin dabei – sah das schon ganz anders aus. Der „SUP-Club Hamburg“ – kein Verein, sondern ein privat betriebener Club – hatte sich am Isekai etabliert, vermietete die sogenannten „Boards“ und die dazugehörigen überlangen Paddel und bot Kurse an. Aktuell ist das Angebot sogar noch breiter: Firmenevents, Jungesellenabschiede, Schulausflüge – wer auf etwas Ungewöhnliches aus ist, aber große Risiken scheut, ist bei SUP an der richtigen Adresse.

Man kann gleich loslegen

Was macht die Anziehungskraft dieser neuen Trendsportart aus? Lena Albrecht, die sich mittlerweile zu einer Expertin entwickelt hat („ich bin total viel auf dem Wasser“), meint: „Man braucht keine Vorkenntnisse, man muss nur über einen guten Gleichgewichtssinn verfügen. Im Grunde ist es wie Fahrradfahren.“ Man kann gleich loslegen, und wem es anfangs zu viel wird, der macht dann eben eine Pause im Sitzen. Zu ihren SUP-Schülern gehören Kleinkinder genauso wie über 80-jährige. Nur wenn kräftiger Wind aufkommt, wird es „irre schwierig“. Überhaupt: Ein Nachteil ist die Wetterabhängigkeit. SUP funktioniert nur bei gutem Wetter – was in Hamburg nun mal nicht zur Normalität gehört.

Gemütlich über die Alster zu paddeln, so machen es die Anfänger – und gelangen vom Ausgangspunkt Isekai sogar bis zur Binnenalster. Wer aber größere Herausforderungen sucht, nimmt an Meisterschaften teil; für Wettkämpfe benutzt man über 4 m lange, schmale Boards. „Das ist schon eine andere Nummer!“ Lena Albrechts Organisationstalent macht sie zu einer gesuchten Wettkampfmanagerin; zuletzt war sie bei den Deutschen SUP-Meisterschaften auf Fehmarn dabei. Sie selbst ist Deutsche Vize-Meisterin im Wave-SUP. Ihre Fitness hat sie zuletzt in Wildwassern in Norwegen und der Steiermark getestet; auch unter schwierigsten Bedingungen brauchte sie auf ihr liebstes Sportgerät nicht zu verzichten.

„So viel Armut und Krankheit“

Lena Albrecht hat eine soziale Ader. Das war schon in der Schulzeit spürbar, als ihr, von ihrem gesamten Jahrgang gewählt, bei der Abiturientenentlassungsfeier der Preis als sozialste Schülerin („Schülerin, die sich besonders für ihren Jahrgang eingesetzt hat“) zugesprochen wurde. Heute ist sie ehrenamtlich im Vorstand der Hamburger Sportjugend tätig, zuständig für „Sport-, Kinder- und Jugendpolitik“. Projekte wie zum Beispiel „Straßenfußball für Toleranz“ gehören dazu, bei dem Kinder aus sozial benachteiligten Verhältnissen ohne Schiedsrichter und Torwart in inzwischen 40 Turnieren in verschiedenen Hamburger Stadtteilen Fußball spielen: „Fairness,

Respekt, Toleranz und Integration stehen im Vordergrund, es muss zum Beispiel immer mindestens ein Mädchen in jeder Mannschaft mitspielen, außerdem nehmen Teilnehmer aus unterschiedlichen Herkunftsländern an den Spielen teil.“

Noch anspruchsvoller ist die Arbeit als Finance Department Head im 3. Welt-„PROJECT-E“, das sich um die Ausbildung junger Äthiopierinnen kümmert (www.project-e.eu). Das PROJECT-E baut in Äthiopien eine Sekretärinnen- und eine Hotelfachschule auf, um die Chancen für die jungen Mädchen und Frauen auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen. Finanzielle Unterstützung erhalten sie von der GIZ (Deutsche Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit) und verschiedenen Stiftungen, unter anderem von der Cor-Stiftung und der Ammer-Stiftung.

Lena Albrecht war selbst für sechs Wochen vor Ort. Die Lage dort sei für uns Mitteleuropäer schwer erträglich: „So viel Armut und Krankheit begegnen einem dort.“ Um so größer müsse für die äthiopischen jungen Männer, die jetzt als Flüchtlinge nach Europa kommen, der Kulturschock sein. Lena Albrecht befürchtet Neid, Wut und Aggression.

Was treibt sie an? Sie hat früh in ihrer Kirchgemeinde, St. Nikolai in Eppendorf, Kindergruppen geleitet und Freizeiten betreut. Diese ehrenamtlichen Aufgaben – im Team mit anderen, nicht allein – findet sie außerordentlich befriedigend. Sie hilft gern anderen und betont, dass sie selbst dabei „ganz viel lernt“: „Ich bekomme mehr zurück, als ich geben kann.“ Ob sie aus christlicher Motivation handle? Nein, es sei einfach „mein Menschlich-Sein“.

Übrigens: Ein Sportlehrer des Johanneums hat mit seiner Schulklassen bereits Erfahrungen mit SUP gemacht.

U.R.



*Paddling auf dem Meer:
am besten mit breitem Board*

Lena Albrecht in Aktion kann man sehen, wenn man den folgenden Link anklickt: http://www.ndr.de/fernsehen/sendungen/die_nordstory/Die-Nordstory-Hamburgs-Bruecken,dienordstory430.html; außerdem: <http://www.fanatic.com/de/a-sup-winter-adventure-in-norway-2/>

Georg Philipp Telemann – Cantor Johannei

VIELSEITIG UND FAST VERGESSEN

Georg Philipp Telemann wurde 1721 zum Cantor des Johanneums und zum Director musices der Stadt berufen. 46 Jahre lang prägte er das Hamburger Musikleben. Neben dem Eingang des Rathauses erinnert eine Gedenktafel an Telemann, der dort auf dem Grundstück des damaligen Johanneums seine erste Wohnung in Hamburg bezogen hatte. 2017 jährt sich sein Todestag zum 250. Mal.

Als Telemann 40-jährig nach Hamburg kam, nach Anstellungen in Sorau, Eisenach und Frankfurt a. M., war er bereits eine Berühmtheit. Eine Ausschreibung war nicht erfolgt, der Rat der Stadt wählte den Besten, der verfügbar war. Und auch Telemann zog es dorthin, „wo die Music gleichsam ihr Vaterland zu haben scheint“, wie er notierte. Es gelang ihm schnell, eine „musikalische Machtposition“ (L. Lütteken) in Hamburg einzunehmen. Seine Stellung im Kollegium des Johanneums, obwohl herausgehoben, war dabei für ihn wohl eher nebensächlich. Im Rang kam der Cantor gleich nach Rector und Konrektor auf den dritten Platz; er musste, wie diese beiden, ein studierter Mann sein, also den Magister artium erworben haben, was von den übrigen Lehrern nicht gefordert wurde.

Telemanns Unterrichtsverpflichtungen waren überschaubar. Er hatte den Oberklassen wöchentlich vier Stunden Musikunterricht zu geben – in Musiktheorie, Musikgeschichte und Gesang. Für Telemann waren dies Aufgaben, die er, gegen Bezahlung aus eigener Tasche, delegieren konnte – was er auch gern tat. Was blieb, war die Verpflichtung, die Musik bei festlichen Anlässen wie Rektoreinführungen, öffentlichen Prüfungen oder Schulaufführungen zu leiten.

Als nach Telemanns Tod ein Nachfolger gesucht wurde, kommentierte Hauptpastor Johann Melchior Goetze, der die Verhandlungen für das „Collegium Scholarchale“,



Georg Philipp Telemann, 1681–1767

gewissermaßen die oberste Schulbehörde, leitete: „Ich habe besonders darauf gedrungen, daß der Neuerwählte angehalten werden möchte, die Singstunden der Schulordnung gemäß zu halten, als welche Telemann Zeit seines ganzen Amtes auf eine unverantwortliche Art negligiret.“ Aber auch der neue Cantor, Carl Philipp Emanuel Bach, übrigens

FUSSVOLK HERANGEZOGEN

„Am Johanneum wurde Theorie und Ausübung der Musik gelehrt, aber nicht, wie in der heutigen Schulmusik, als pädagogisch und kulturell erwünschtes Bildungsgut, sondern ganz real zum unmittelbar praktischen Gebrauch im Dienst der Kirchen. Das Fußvolk der gottesdienstlichen Musik wurde hier herangezogen.“ (K. Grebe)

Telemanns Patenkind, konnte sich für diese Tätigkeit kaum erwärmen und nutzte die Möglichkeit, die „Singstunden“ von einem Substituten erteilen zu lassen.

Neben seiner – ihn kaum belastenden – Tätigkeit am Johanneum war Telemann als „Director musices“ für die Kirchenmusik an allen fünf Hamburger Hauptkirchen verantwortlich. Das hieß, dass er allsonntäglich eine Kantate für den Gottesdienst abzuliefern und einzustudieren hatte. An Festen wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten, die damals noch an drei Tagen gefeiert wurden, waren es sogar jeweils drei Kantaten. Dazu kam jedes Jahr eine Passionsmusik. Immer dabei: der Chor der Schüler des Johanneums.

Auch neue Pastoren wurden, ebenso wie Professoren am Johanneum, mit einer Festmusik aus Telemanns Feder in ihr Amt eingeführt. Feierten die Offiziere der Bürgerwache („Capitaine“) ein Festmahl, schrieb er, Jahr für Jahr, „Kapitänsmusiken“. Starb ein Bürgermeister, so komponierte er die Trauermusik. Und als ob das alles noch nicht genug war, übernahm er zusätzlich noch die musikalische Leitung der Gänsemarktoper, für die er selbst Opern komponierte (das Hamburger Opernhaus war 1678 eröffnet worden als erste „bürgerliche“ Oper Deutschlands). Er gab seine eigene Musikzeitschrift, den „Getreuen Music-Meister“, heraus und betrieb einen Eigenverlag für seine Werke. Sein Arbeitspensum muss enorm gewesen sein. Sein Geschäftssinn, notabene, auch.

Postenpoker

Als Telemann sein Amt antrat, war sein Gehalt gering, seine Dienstwohnung im ehemaligen Johannis-Kloster beengt. Aber Telemann wusste um seinen Wert und pokerte hoch. Er drohte mit seinem Weggang nach Leipzig, wo er die Stelle des Thomaskantors übernehmen wollte, wenn er nicht besser bezahlt würde. Den Imageverlust, den die Stadt durch seinen Weggang erlitten hätte, wollte der Rat nicht hinnehmen und gestand Telemann ein höheres Gehalt („ansehnliche Verbesserung meines Unterhalts“) und eine größere Wohnung zu. Und er hatte weite Einnahmequellen: Er war sein eigener Notenstecher und Verleger („Alles in allem

hat er 46 Notenwerke im Selbstverlag ediert“, E. Kleßmann), er ließ sich seine vielfältigen Gelegenheitskompositionen honorieren, und er verkaufte Eintrittskarten zu seinen regelmäßig veranstalteten Konzerten. Mit seinen Einkünften befand er sich in etwa auf der Stufe eines Bürgermeisters. Kurz, er war

GÖTTLICHES GENIE

„Wie viele Jahre wäre vielleicht die Music in Deutschland nicht noch elend und erbärmlich geblieben, wenn kein Telemann aufgestanden, der durch sein göttliches Genie und durch seinen überaus großen Fleiß die Music aus der Finsterniß herausgezogen?“ (der Magdeburger Kantor und Organist Johann Heinrich Rolle nach dem Tod Telemanns, 1767)

ein wohlhabender Mann – ein „Musikunternehmer“ (L. Lütteken).

Am Ende seines Lebens konnte Telemann auf ein riesiges Oeuvre zurückblicken. Mit über 3600 verzeichneten Werken ist er einer der produktivsten Komponisten der Musikgeschichte. Angesichts des Berges von Kantaten (1470!), Passionen (46), Messen (20), Oratorien (6), Opern (circa 50), „Kapitänsmusiken“ (40), Orchestersuiten (um die 1000) und Solo-Konzerten für verschiedene Instrumente (mehr als 100) spricht der Musikwissenschaftler Georg von Dadelsen von „bestürzender



Das Johanneum, links die Cantorenwohnung

Fruchtbarkeit“ Telemanns. Er muss quasi ununterbrochen und mit hohem Tempo komponiert haben. Einmal schrieb er, „daß mich die Noten bisher fast so bald gesucht, als ich mich nach ihnen umgesehen“.

So groß sein Ruhm zu seinen Lebzeiten gewesen war („Dieser berühmte Mann ist einer von den dreien musikalischen Meistern, die heutzutage unserm Vaterlande Ehre machen“, J. Ch. Gottsched 1728), so abschätzig war die Bewertung nach seinem Tode. Auf eine beispiellose Karriere folgte ein beispielloser Absturz. Das Wort vom „platten Vielschreiber“ machte die Runde, der nur „Fabrikware“ produziert habe: anlassbezogene Gelegenheitsmusik statt Musik „um ihrer selbst willen“. Man nahm ihm also genau das übel, wofür er eingestellt worden war: Tag für Tag für musikalischen Nachschub zu sorgen.

Im 20. Jahrhundert hat sich die musikgeschichtliche Einschätzung gewandelt; Telemann kommt gleich hinter Bach und Händel. Georg von Dadelsen schrieb im JOHANNEUM: „Auch heute noch hat seine Musik mancherlei Missverständnisse zu überwinden, deren gefährlichstes ist, dass sie leicht zu spielen sei: ‚the poor man’s Bach.‘“ Aber: „Man lasse sich nicht von der äußerlich unkomplizierten, instrumenten- und stimmgerechten Faktur der Telemannschen Sätze täuschen: sie haben es in sich, ... Telemann rechnet mit dem wachen, dem selbständigen Spieler, dem er durch seine Musik Gelegenheit geben will, Witz und Laune zu zeigen“.

Der Telemann-Biograf Eckart Kleßmann meint: „Telemann ist in der deutschen Musik ein ganz einzigartiger Glücksfall gewesen. Der außerordentliche Reichtum und die stilistische Vielfalt seiner Kompositionen sind noch lange nicht erschlossen.“

U. R.

Literaturhinweise

Georg von Dadelsen, *Georg Philipp Telemann, Director musices et Cantor Johannei*, in: JOHANNEUM 70 (1967), S. 58–63 • Karl Grebe, *Georg Philipp Telemann, Reinbek b. Hamburg, 1970* • Eckart Kleßmann, *Georg Philipp Telemann, Hamburg 2004 (= Hamburger Köpfe)* • Laurenz Lütteken, *Telemann, in: MGG Bd 16, Kassel 2006 S. 586–606*

TELEMANN AM JOHANNEUM 2017



Cantores mit Kantate

Musik von Telemann kann sehr langweilig sein, meinen die beiden Musiklehrer Astrid Sasse und Hartwig Willenbrock, wenn man sie nicht „richtig“ spielt. Man darf sie nicht „romantisch“ aufführen, mit viel Vibrato und Legato, sondern muss sie mit barocken Mitteln gestalten – dann wird sie auch für heutige Ohren interessant.

Telemanns Ruf, so die beiden Cantores, hat darunter gelitten, dass seine Musik leichter verständlich und weniger anstrengend ist als etwa die Bachs. Bei Telemann steht das motorisch-rhythmische Element im Vordergrund, Bach dagegen schöpft alle harmonischen Möglichkeiten aus, womit er eine intensivere Klanglichkeit schafft. Im Grunde tut man Telemann Unrecht, wenn man ihn an Bach oder der Klassik misst. Was in seiner Zeit als „modern“ galt, hat er virtuos genutzt. Aufgabe der Musik war damals das „Erzählen“, nicht der Ausdruck subjektiver Empfindungen. Die von Telemann konsequent betriebene Umsetzung von textuellen Ideen wie Herzklopfen, wütendem Schmerz und ähnlichem in der Musik, die später so heftig kritisiert wurde, gehörte zum Repertoire „rhetorischer Mittel“, die von Komponisten wie Telemann eingesetzt wurden und von hohem Wiedererkennungswert für das Publikum waren. Musik „um ihrer selbst willen“, wie sie das bürgerliche Konzertpublikum seit dem 19. Jahrhundert genießen wollte, kannte Telemann nicht – und konnte er auch nicht kennen.

Hartwig Willenbrock, dessen Instrument das Cello ist, sagt, Telemann habe ihn sein ganzes Leben begleitet. Dessen Opern habe er immer als „tolle Musik“ empfunden. Insofern ist die Freude groß, dass Telemann in diesem Jahr häufiger aufgeführt wird, nicht zuletzt am Johanneum. Zur Zeit proben Sasse und Willenbrock für das Telemann-Konzert am 14. Juni. Gegeben wird

A man in a dark suit, white shirt, and red patterned tie is shown from the chest up, looking intently at a professional video camera he is operating. The camera is a large, black, professional-grade model with a lens and various attachments. The background is blurred, suggesting an indoor setting with warm lighting.

Hinrich Franck – der Mann mit der Kamera

Alle kennen ihn. Schon die Sextaner begegnen ihm an ihrem ersten Schultag, wenn sie das erste Mal als 5. Klasse auf dem Podium der Aula stehen und der freundliche Mann auf der Leiter sie mit Heiterkeit und Geduld auffordert, näher zu dem meist unbekanntesten neuen Mitschüler zu rücken, damit auch wirklich alle auf diesem ersten Klassenbild gut zu sehen sind und es auf keinen Fall Randfiguren gibt.

Ist das Bild „im Kasten“, hat die neue Klasse schon eine eigene gemeinsame Erfahrung, die später zur subjektiven epochalen Erinnerung wird: der erste Schultag. Und viele Schülergenerationen begegnen ihm ebenso an ihrem letzten Tag, dem Tag der Abiturientenentlassung. Dann kennen ihn wirklich alle, auch die Eltern. Sie sind ihm und seinem genauen, erhellenden Kamera-Auge die acht Jahre gemeinsamer Schulzeit hindurch immer wieder begegnet. Er ist der Chronist ihrer wichtigsten Schulerlebnisse.

Warum und wie kam es dazu? 1970 kam Hinrich Franck als Sextaner auf das Johanneum. Er ist immer sehr gern zur Schule, zum bis heute geliebten Johanneum, gegangen, wenn er auch, wie er selbst sagt, „kein guter Schüler“ war. An Lieblingsfächer kann er sich heute rückblickend nicht erinnern, aber an viele Lehrer, die ihr Fach zu seinem Lieblingsfach machten: griechische Philosophie, Archäologie und Buchkunde; diese Fächer haben ihn geprägt und auch gebildet. 1980 legte er das Abitur ab, war zwei

Jahre bei der Bundesmarine und machte dann eine dreijährige Ausbildung zum Betriebswirt nach dem Hamburger Modell an der Wirtschaftsakademie Hamburg (heute: HSBA Hamburg School of Business Administration).

Nach der Ausbildung arbeitete Hinrich Franck zunächst als kaufmännischer Angestellter. Doch suchte er nach Erfüllung in seinem Beruf, und dazu gehörte für ihn auch die Freiheit der Selbstbestimmung, die er als Angestellter nicht fand. So machte er sich 1988 selbstständig. Diese Selbstständigkeit war von Beginn an ein kühnes, eigenverantwortliches Risiko. Beim genaueren Hinsehen zeigt sich hier, Hinrich Franck ist auf seine eigene Weise ein Abenteurer.

Durch Erprobung und Erfahrung wurde ihm klar, was seine Leidenschaft ist: Menschen, immer mit dem Blick auf das, was geschieht, im Bilde festzuhalten. Und es ist stets ein dem Menschen wohlwollender Blick.

Er entwickelte auch hier eine genuine Form der Professionalität. Durch sein Studium als Betriebswirt war er pragmatisch und gut organisiert. So kam alles zusammen, und Hinrich Franck wurde durch Ausbildung und Selbstausbildung Fotograf. Zugleich wurde ihm damit seine Leidenschaft für Menschen zum Beruf.

Heute ist er ein Sportfotograf bei verschiedenen großen Segelgattungen in Norddeutschland, ein Bilddokumentator des privaten Lebens, aber auch von Firmenfestlichkeiten,

Backstage-Atmosphäre bei Musikkonzerten, wie auch von Industrie- und Stadtarchitektur. Es ist der öffentliche und halböffentliche Raum, der ihn reizt. Ihm gelingt in seinen Bildern der besondere Blick, ein Blick für signifikante Details und symbolische Ordnungen. Und daher ist er auch ein so gut geeigneter Chronist des Schullebens. Er kann fokussieren, aber eben auch den Fokus auf den Blick „hinter die Dinge“ setzen. So wird ihm eine Tonne mit Fundsachen aus dem Schulalltag zu einer Signatur der Schülermentalität: Alles ist vergessen, wenn die Ferien beginnen.

Fragt man Hinrich Franck nach seinen Erinnerungen an die eigene Schulzeit 1970 bis 1980, so sind es – und das überrascht niemanden – Bilder, wie er selber sagt. Diese Bilder bedeuten für ihn Anlass zur Reflexion über sein Schulleben und darüber hinaus über die Schule als „Katharsis“. Das früheste Erinnerungsbild an das Johanneum ist für ihn das große Geo-Dreieck, das sein Klassenlehrer unter dem leeren Ärmel seines Anzugs geklemmt, in den Klassenraum transportierte. Das Dreieck und der große Zirkel wurden für den Sextaner Hinrich zu Symbolen des Mathe-Unterrichts; sie waren die Zauberwerkzeuge. Scheinbar nicht zusammenhängende Dinge wie Geo-Dreieck

und Kopfrechnen fügten sich harmonisch zusammen. Im Kopf des Sextaners nahmen sie jene kathartische Wandlung vor, die Hinrich Franck bis heute als sein großes persönliches Kapital betrachtet: Er wurde zu einem bravourösen Rechner.

Ein weiteres Bild sind die dicken Nähte des Schlagballs, mit dem die Schüler auf dem Pausenhof im Sportunterricht so weit wie möglich zu werfen hatten. Bei einem dieser Würfe traf ein Schüler eine Taube in der Luft, die niederfiel, aber nicht sofort tot war. Sie musste getötet werden. Der Lehrer veranlasste es, ein Schüler tat es. Das grausame Bild eines gemeinsamen Erlebnisses, in dem alle, die Schüler wie der Lehrer, auf gespenstische Weise „gleich“ waren: schweigende Betroffenheit der Kreatur gegenüber. Nicht zusammen passende Gefühlswelten, die im Prozess des Erwachsenwerdens der Jugendlichen aber zusammengehörten. Ein Bild also, das tiefe Gefühle transportiert und fast ohne Worte bleibt.

Auf seine zweite Klassenreise durfte er seinen Fotoapparat Agfa Parator mit einer Filmkassette für 12 Bilder mitnehmen, ein Apparat für kleine quadratische Aufnahmen. Diese wenigen Bilder wurden natürlich nur für das interessanteste Thema eingesetzt,



Erinnerungsfoto: die Abiturienten von 2016 auf der Eingangstreppe



Schneebedeckt: Schulgründer Johannes Bugenhagen



Fundsachen: nicht abgeholt und vergessen

und da ihm alles interessant erschien, war die Kassette schnell voll. Doch brachte ihm diese Tätigkeit die erste Ehrung seiner Fotokunst ein. Sein geliebter Klassenlehrer ernannte ihn zum leitenden Mitglied der „Epidiaskop-Mannschaft“ zur Gestaltung des Elternabends. Eigentlich habe sich seine Tätigkeit an diesem Elternabend auf die beiden – militärisch knapp und knallend – vorgetragenen Befehle des Lehrers „rauf“ und „runter“ beschränkt; doch Mitglied dieser „elitären“ Mediengruppe zu sein, sei erhebend gewesen. Er habe sich in seinen Aktivitäten mit der Kamera bestätigt gefühlt, denn auch seine auf bunte Pappe geklebten Bilder wurden unter die Platte geschoben und den Eltern präsentiert.

Am Ende des Jahres 2003 fragte ihn sein alter Klassenlehrer Dieter Leptien, ob er nicht für das Schuljubiläum 2004 das Standbild

Johannes Bugenhagens vor dem Johanneum und Martin Luthers neben dem Michel fotografieren würde, er wolle die Reformatoren dem Programmblatt des Schulgottesdienstes im Michel als Titelblatt voranstellen. So kam Hinrich Franck an die Schule zurück und ist ihr seitdem wieder tief verbunden. Dabei waren es weniger die steinernen Helden Bugenhagen und Luther, sondern zunächst die alten Lehrer, denen er wieder begegnete und die ihn herzlich, neugierig und nahezu selbstverständlich aufnahmen.

So begann Hinrich Francks zweite Schulkarriere als Bilddokumentator der Schule. Als solcher ist er zugleich ein emphatischer Archivar des Schulgeschehens und unser Sachwalter des Schulgedächtnisses.

Christine von Müller (praec. olim)

Lehrerfotos: Lauter ältere Herren

Hinrich Franck hat die Lehrer fotografiert, denen er in seiner Schulzeit begegnet ist. Hier eine kleine Auswahl:



Ralf Germer (praec. 1963–1997)



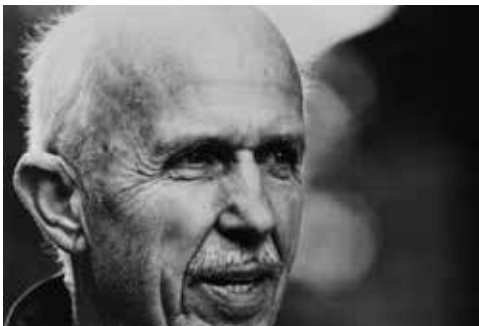
Hansjörg Fischer (praec. 1971–2001)



Walter Stahlenbrecher (praec. 1965–1990)



Klaus Drefahl (praec. 1974–2003)



Herbert Schultz (praec. 1955–1992)



Dieter Leptien (praec. 1970–2008)



Walter Böttger (praec. 1968–2005)



Knut Berger (praec. 1974–2005)

Aus der Ehemaligen-Produktion



Am 17. Mai 1997 verkündete Henning Voscherau, Erster Bürgermeister der Stadt Hamburg, vor dem feinen Übersee-Club, dass ein großer Teil des Hafens zwischen Kehrwieterspitze und Elbbrücken aus dem Hafengebiet herausgenommen und zu einer innerstädtischen City-Erweiterung umgebaut werde – zu einer »Hafencity«. Das war eine Sensation! Die eigentliche Sensation aber war und ist, dass das Projekt fünf Jahre lang im Geheimen vorbereitet worden war. **Gert Kähler** (abit. 1962) erzählt in seinem neuen Buch „Geheimprojekt Hafencity oder Wie erfindet man einen neuen Stadtteil?“ (Verlag Dölling und Galitz) von den politischen Schachzügen, die nötig waren, um das Projekt Realität werden zu lassen. Der NDR meint: „Ein Sachbuch, das sich liest wie ein Krimi.“



Jochen W. Braun (abit. 1963) hat mit seinem jüngst erschienenen sechsten Sachbuch „Spurlos verschwunden“ seine Doppeltrilogie zum Thema Luftfahrtunfälle beendet. Die Bücher von Jochen W. Braun werden in Rezensionen regelmäßig gelobt. Zum neuesten Buch heißt es beispielsweise „... habe noch nie zuvor Bücher zur Luftfahrt gelesen, die so gut recherchiert waren und mit soviel Leidenschaft und abseits vom Mainstream geschrieben wurden.“ Das reich mit Fotos und Graphiken versehene Werk ist im Verlag Geramond erschienen.

Bernd Sonne (abit. 1964) hat das 100-jährige Bestehen von Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie zum Anlass genommen, nach seinem ersten Buch zum Thema (vgl. JOHANNEUM 1/2015) noch zwei weitere



Bücher zu schreiben: „Allgemeine Relativitätstheorie für jedermann: Grundlagen, Experimente und Anwendungen verständlich formuliert“, und: „Spezielle Relativitätstheorie für jedermann: Grundlagen, Experimente und Anwendungen verständlich formuliert“, erschienen im Verlag Springer-Spektrum. Beide Bücher geben einen Überblick, wie Einstein zu seinen Theorien gekommen ist, und es wird erklärt, welche Ideen und Prinzipien sich dahinter verbergen, die dreihundert Jahre nach Newtons Physik zu einer „physikalischen Revolution“ geführt haben. Einige technische Geräte, z.B. GPS oder ein „Blitzer“ würden ohne die Theorien überhaupt nicht oder nicht genau genug funktionieren.



Wolfgang H. Zangeheiser (abit. 1964) hat sich mit „Naive and professional views of art and non-art: eye-vision-mind-neuroaesthetics“ (Buchtitel) beschäftigt. Ihn interessiert die Frage: Wie unterscheiden wir Kunst- von Nichtkunst-Bildern, insbesondere, wie sehen Betrachter ohne Vorbildung Bildpaare von künstlerischen Bildwerken im Vergleich zu formal und inhaltlich sehr ähnlichen Fotografien? Bemerkenswerterweise wurde kein signifikanter Unterschied zwischen den Augenbewegungs-Fixationsfolgen der Betrachter von kunstvollen Bildern im Vergleich zu sehr ähnlichen Photographien gefunden; kunst-naive Betrachter zeigen keine „intuitive“ Unterscheidung in der Wahrnehmung von Kunst gegenüber Nichtkunst. Was hilft, ist eine klare Definition, was „Kunst“ ausmacht.

Die Flora Graeca kehrt nach Griechenland zurück

Griechenland fordert seit 1870 von Großbritannien die Rückgabe der Marmorskulpturen, die Lord Elgin, der britische Gesandte in Konstantinopel, im Jahre 1801 vom Parthenon-Tempel der Akropolis abbauen ließ und für 32.000 Pfund an das Britische Museum verkaufte. Einen anderen „Raub“ hingegen haben die Griechen gar nicht richtig bemerkt und daher die Rückgabe auch nicht eingefordert: die Flora Graeca.

Die Geschichte dazu: Im Jahre 1784 wurde John Sibthorp (der Name ist echt, stammt nicht von Lorient) Professor für Botanik an der Universität Oxford. Von 1786–1787 bereiste er zusammen mit dem österreichischen Illustrator Ferdinand Bauer das damalige Griechenland, zu dem auch die westliche Türkei gezählt wurde. Er war auf der Suche nach wissenschaftlichem Ruhm, und die griechische Flora war weitgehend unerforscht.

Es war eine abenteuerliche und strapaziöse Reise. Sibthorp hatte sich in Wien eine Kopie des botanischen Werkes von Dioscorides (1. Jh. n. Chr.) besorgt und zeigte nun den Mönchen, Hirten und Bauern die Bilder von Pflanzen, die er untersuchen und zeichnen lassen wollte. Man führte ihn willig zu den oft weit entlegenen Fundstellen. Sibthorp nahm Pflanzenproben, Bauer zeichnete die Pflanzen und versah die Zeichnung mit Farbcodes. Mit ihrer Hilfe illustrierte er nach der Rückkehr nach Oxford sechs Jahre lang die 966 gesammelten Pflanzen.

Das Monumentalwerk Flora Graeca erschien, nach Sibthorps Tod, in zehn Bänden zwischen 1808 und 1840. Es handelt sich um eines der bedeutendsten Werke der Botanik. Allerdings war da ein Manko. Aufgrund des extrem hohen Preises von, auf heute umgerechnet, 52.000 € entstanden nur 60 Exemplare. Sie lagerten in staatlichen und privaten Bibliotheken und waren nur Experten zugänglich. Die Öffentlichkeit bekam dieses Wunderwerk nie zu sehen, schon gar nicht die griechische.



Berberis cretica



Cistus creticus

Rainer Schepplmann (abit.1968) legt nun, 200 Jahre nach der Erstveröffentlichung, eine dreisprachige Volksausgabe der Flora Graeca (englisch, deutsch und neugriechisch) vor. Der Begriff Volksausgabe ist wissentlich gewählt, denn so wurden im ausgehenden 19. Jh. und beginnenden 20. Jh. Bücher genannt, die die Ergebnisse der Wissenschaft zusammenfassten und in einfacher Sprache und zu einem erschwinglichen Preis anboten.

Die neu aufgelegte Flora Graeca enthält 250 der ursprünglichen 966 Zeichnungen. Die Auswahl erfolgte unter dem Gesichtspunkt, welche der Pflanzen heute noch in Griechenland verbreitet sind. Im Vorspann wird die aufregende Geschichte der Entstehung des Werkes zusammengefasst.

So kehrt nun die Flora Graeca nach Griechenland zurück, ohne dass Griechenland Restitutionsforderungen geltend machen musste. Durch die Dreisprachigkeit – die Fundstellen der Pflanzen sind sogar auch auf lateinisch wiedergegeben – ist diese Veröffentlichung eine gesamteuropäische Angelegenheit, und nebenbei ist sie ein Beitrag zur deutsch-griechischen Freundschaft.

Die Volksausgabe der Flora Graeca (Hardcover, 240 S.) kostet 24,80 € und ist unter der ISBN 978-3-9818287-0-2 im Buchhandel oder unter www.edition-kentavros.eu erhältlich.

1950er

abit. 1951 – Rolf Sprandel

Rolf Sprandel hat sich im hohen Alter von 85 Jahren, 61 Jahre nach seinem Abitur, entschieden, dem Ehemaligenverein beizutreten, ein Eintritt, der überrascht und zugleich erfreut. Prof. Sprandel lehrte bis 2000 mittelalterliche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Würzburg. Noch heute denkt gern zurück an den Latein- und Griechischunterricht bei seinem Klassenlehrer Willy Thede.



13 a, von links nach rechts: Klaus Vopel, Manfred Hellge, Albrecht Wünschmann, Christoph Eschke, Hans-Peter Hebestreit, Hartmut von Brevern und Eberhard Schürmann.



abit. 1962 – Norbert Trautmann

Norbert und Silke Trautmann haben geheiratet: „wir machen fest“.



abit. 1957 – Joachim Winkler

Joachim Winkler wurde an der Universität Hamburg mit einer Dissertation im Fach Neogräzistik „summa cum laude“ promoviert. Sein Thema: „Dimitris Raftopoulos und die ‚Mavri Logotechnia (Schwarze Literatur)‘: Genese und Metamorphosen eines stereotypisierten Genres im erinnerungskulturellen Widerstands- und Bürgerkriegsdiskurs der griechischen Nachkriegsliteratur“.



abit. 1968 – Peter Clemens

Prof. Dr. Peter Clemens, Arzt in Schwerin, freut sich über die neugebaute eigene Immobilie des von ihm 1991 gegründeten „Kinderzentrum Mecklenburg“. Es ist mittlerweile das zehntgrößte der 150 Sozial-Pädiatrischen Zentren in Deutschland. Diese Institutionen betreuen entwicklungsproblematische Kinder multidisziplinär-integriert mit spezialisierten Kinderärzten, Psychologen, Logopäden, Physio- und Ergotherapeuten, Sozialarbeitern.



1960er

abit. 1960 – Wolfgang Petersen

Hollywood-Regisseur Wolfgang Petersen saß lange nicht mehr im Regiestuhl – bis jetzt: An Weihnachten ist sein neuer Film „Vier gegen die Bank“ angelaufen, mit Til Schweiger, Alexandra Maria Lara und Matthias Schweighöfer. „Nach langer, langer Zeit mal wieder einen Film in Deutschland zu machen, und dann auch noch eine Komödie, ist etwas ganz Wunderbares“, freut sich Petersen. Seinen internationalen Durchbruch hatte er 1981 mit „Das Boot“.



abit. 1968 – Rainer Scheppelmann

Rainer Scheppelmann, der sich stark für soziale Arztpraxen und Hilfszentren in Griechenland einsetzt, ist glücklich darüber, dass es möglich war, eine Lesung der Tageschausprecherin Linda Zervakis im Völkerkundemuseum zu organisieren. Frau Zervakis las aus ihrem Buch „Königin der bunten Tüte“, in dem sie ihre Kindheit und Jugend in Hamburg beschreibt. Die Einnahmen aus der Lesung gingen zu 100 % an den Förder- und Freundeskreis Ellinikó. „In den letzten vier Jahren“, so Scheppelmann, „haben wir für über 400.000€ Medikamente, Säuglingsnahrung etc. für das Ellinikó und andere soziale Einrichtungen in Griechenland kaufen



abit. 1960 – Klasse 13a

Nicht wie üblich im „Kartoffelkeller“ in den Colonaden, sondern beim *primus omnium* Klaus Vopel in seinem Haus in Buxtehude trafen sich sieben Ehemalige aus der Klasse

können. Außerdem haben wir Sachspenden (medizinische Geräte, Verbandsmaterial etc.) im Werte von 500.000€ nach Griechenland schicken können.“

abit. 1969 – Wolfram Franz

Dr. med. Wolfram Franz, Gynäkologe und Geburtshelfer, war 16 Jahre lang Chefarzt in Soltau und wollte sich, als seine Abteilung 2012 geschlossen wurde, noch nicht in die Rente schicken lassen. In der Frauenklinik in Herzberg am Harz hat er zunächst nur die Chefärztin vertreten, dann aber im Jahr 2014, seinem 64. Lebensjahr, noch die Leitung der Abteilung übernommen und ist dort so glücklich, dass er Ruhestandsgedanken weit von sich weist.



1970er

abit. 1971 – Heiner Zarnack

Heiner Zarnack hat sich nach seiner Pensionierung aus dem Schuldienst selbstständig gemacht: „Selbstpräsentation in Prüfungssituationen: Rhetorik, Vorträge, (mündliche) Prüfungen“. Primäre Zielgruppe sind junge Menschen, die das Gefühl haben, bei Reden, Vorträgen, Prüfungen sich und ihre Fähigkeiten nicht richtig einbringen zu können.



abit. 1975 – Christoph Bobrowski

Dr. med. Christoph Bobrowski war Oberarzt im Asklepios Klinikum Harburg und ist seit dem 1. Juli 2016 leitender Oberarzt der Klinik für Akutgeriatrie und Frührehabilitation der HELIOS Kliniken Schwerin.



1980er

abit. 1980 – Ralf Nehmzow

Ralf Nehmzow leitet seit Juni 2016 Kommunikation & Marketing der Asklepios Harz-Kliniken für die Harz-Region am Standort

Goslar und ist in dieser Funktion zudem Pressesprecher für deren Standorte. Nehmzow kommt von der Sana Kliniken AG, Wedel bei Hamburg, wo er seit 2015 als Leiter der Unternehmenskommunikation für die Sana-Standorte in Norddeutschland zuständig war. Davor war er mehr als 20 Jahre als Journalist und Redakteur in unterschiedlichen Funktionen tätig, seit 1994 für das Hamburger Abendblatt.



abit. 1986 – Johannes Biermann-Ratjen

Johannes Biermann-Ratjen, Anwaltszulassung seit 1996, feiert das 20-jährige Bestehen seiner Kanzlei: „Wir haben es fliegen lassen, und das ist gut gelaufen“.



1990er

abit. 1990 – Mark Vollmann

Mark Vollmann gibt die Geburt seiner Söhne Hagen Karl Friedrich und Tristan Paul Erich bekannt.

abit. 1992 – Claudia Postel

Die Galeristin und Kunsthistorikerin Claudia Postel präsentiert ab März 2017 bereits die zweite Ausstellung in diesem Jahr. Nach „Riots on the Roof“ mit Bildern von Ari Goldmann (Laufzeit: 20. Januar bis 17. März) zeigt sie ab dem 31. März



Runtergerockter Plüschhase aus Neubauers Video „Tomo y oblige“

Arbeiten des in Hannover ansässigen Künstlers Sebastian Neubauer. Neubauer arbeitet in Videokunst, Fotografie, Skulptur, oft interaktiv, sehr oft mit ironischen Anspielungen, Persiflagen, Überzeichnungen, immer mit einem kritischen, aber augenzwinkernden

Blick auf Klischees und Konventionen. Die Galerie befindet sich in Eimsbüttel, Rutschbahn 2. (<http://www.galeriepostel.de>)

abit. 1993 – Rüdiger Barth

Rüdiger Barth und Barbara Denk freuen sich mit Luis und Xaver über die Geburt von Marie Henriette.



abit. 1995 – Gregor Dierck

Gregor Dierck ist seit 1997 Mitglied im *Ensemble Resonanz*, einem der weltweit führenden Kammerorchester. Am 12. Januar eröffnete das Streichorchester, das seit zwei Jahren im Resonanzraum im Bunker an der Feldstraße beheimatet ist, den kleinen Saal der Elbphilharmonie Hamburg als „Ensemble in Residence“.



©Jonas Lindstroem

abit. 1998 – Christoph Hille

Christoph Hille und Maja Hille, geb. Jelkmann haben geheiratet.



abit. 1999 – Felix Reid



Felix Reid hat kürzlich mit BooxBe.com eine kleine Manufaktur für nachhaltiges Upcycling-Design gegründet. Die Upcycling-Produkte werden im eigenen Online-Shop vertrieben. Reid: „Ich werte vermeintlich

nutz- und wertlose Gebrauchsgegenstände zu beständigen Design-Unikaten auf: von einzigartigen Tischlampen aus Verpackungen bis zu individuell im Auftrag angefertigten Buchstützen.“

2000er

abit. 2004 – Sarah Schiebler

Dr. med. Sarah Schiebler hat ihre Assistenzarztzeit bei den Universitären Psychiatrischen Diensten (UPD) Bern AG, Schweiz abgeschlossen und ist jetzt Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie. 2011 ist sie an der Universität Hamburg mit einer Arbeit über „Phänotypisierung eines Dystonie-Subtyps mit einem Erkrankungsbeginn in der Kindheit als Armtremor und späterer Ausbreitung auf andere Körperregionen“ promoviert worden.

abit. 2009 – Franzisca Hauke

Franzisca Hauke, Hockey-Nationalspielerin, kehrte aus Köln, wo sie seit 2009 für den Topclub Rot-Weiß spielte, zu ihrem Heimatverein Harvestehuder THC („meine Hockeyheimat“) zurück. Co-Trainer des HTHC-Damenteams ist ihr Bruder Tobias (abit. 2007). „Ich freue mich riesig, dass wir so eng zusammen arbeiten können. Tobi ist mein ärgster Kritiker, aber seine Kritik bringt mich immer weiter“, sagt die Mittelfeldregisseurin. Die Rückkehr nach Hamburg wurde möglich dank einer Festanstellung im Jahreszeiten-Verlag.



VERSTORBENE EHEMALIGE

abit. 1939

Peter Engelbrecht, Gräfelfing
Prof. Gerd-Günther Grau, Großhansdorf

abit. 1946

Helmuth Kern, Hamburg

abit. 1962

Wolfgang Gross, Boostedt
Heinz Korthauer, Hamburg

abit. 1966

Holger Schultze

abit. 1975

Götz Achilles

praec. 1959–1967

Hans Kurig, Norderstedt

